

Besprechungen

CHRISTIAN HAGEN, **Fürstliche Herrschaft und kommunale Teilhabe. Die Städte der Grafschaft Tirol im Spätmittelalter** (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs – Pubblicazioni dell'Archivio provinciale di Bolzano 38). Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2015. ISBN 978-3-7030-0878-8, 239 S. mit zahlr. Diagrammen, Tabellen, Abb. und Karten.

Die an der Universität Kiel approbierte und für den Druck überarbeitete Dissertation profitiert in gleicher Weise von der durch die räumliche Distanz des Verfassers zur untersuchten Fragestellung begründeten unvoreingenommenen Herangehensweise an das Thema wie auch von der engen Zusammenarbeit mit den regionalen Spezialisten, insbesondere mit Südtiroler Historikern. Demgemäß bezeugt auch der eindrucksvolle Umfang des Verzeichnisses der benutzten lokalen, regionalen und allgemeinen einschlägigen Literatur die besondere Vertrautheit des Autors mit seinem Thema.

Der einführende Überblick über den Stand der Forschung im allgemeinen und speziellen Bereich enthält auch einige bisher kaum bekannte Details zur Geschichte der Geschichtswissenschaft in Tirol in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts. Der Schwerpunkt der eigentlichen vergleichenden Untersuchung liegt auf den landesfürstlichen Tiroler Städten, also ohne Brixen, Klausen, Bruneck, die Trientner Kommunen und die erst nach 1500 an Tirol gefallen Städte Lienz, Rattenberg, Kufstein, Kitzbühel und Vils. Aufgrund der entsprechenden archivalischen Überlieferung konzentriert sich das Interesse des Autors insbesondere auf Meran und Bozen.

Die von verschiedenen Grafen und Bischöfen initiierten Märkte bildeten auch in Tirol mögliche Vorformen der späteren Städte. Auffallend ist die Parallelität des Auftretens der *Gemeinde* in diesem Rahmen wie auch im ländlichen Bereich. Die entscheidende Periode in der schriftlichen Fixierung der Rechte der nun hervortretenden Städte findet Hagen nicht in der Zeit Meinhards II., sondern „der kommunale Aufbruch“ setzt in Tirol erst „zu Beginn des 14. Jahrhunderts“ ein. Nun lässt sich auch eine vergleichende Analyse über die Zusammensetzung und Funktion der Ratskollegien in den einzelnen Kommunen durchführen. Die Entstehung dieser Gremien reicht allerdings zum Teil wesentlich weiter zurück, und die Benennungen wie auch die Funktionsweisen zeigen in den verschiedenen Städten durchaus kein einheitliches Bild. Dies wird auch aus der detaillierten Darstellung der Rolle der Kommunen in der folgenden allgemeinen politischen Entwicklung mit den rasch wechselnden Dynastien bis zum Herrschaftsantritt der Habsburger in Tirol sehr deutlich.

Ein eigener Abschnitt, der sich vor allem auf Meraner Quellen stützt, ist sodann der Bedeutung des Bürgerrechtes im ausgehenden Mittelalter gewidmet. Die enge Verknüpfung von ökonomischen und sozialen Komponenten bei der Aufnahme in die Bürgerschaft ist evident. Auch das Kapitel über den unzweifelhaft bemerkenswerten Stellenwert der Schriftlichkeit in der städtischen Selbstverwaltung wird in erster Linie an Hand der Überlieferung in Meran nachgezeichnet, und aus dem gleichen

Bestand schöpft eine sehr ausführlich dargelegte Fallstudie über einen innerstädtischen Konflikt und seine Beilegung in den Jahren 1477/78 in Meran.

Eine Zusammenfassung der Ergebnisse – auch in italienischer Sprache, die Edition einiger Meraner Archivalien, eine Übersichtskarte sowie Stadtpläne von Meran und Bozen im Spätmittelalter schließen zusammen mit dem obligaten Quellen- und Literaturverzeichnis sowie Registern den Band ab, der zweifellos eine sehr willkommene Bereicherung der historischen Forschung in Tirol darstellt.

JOSEF RIEDMANN, Innsbruck

DARIA DITTMAYER, Gewalt und Heil. Bildliche Inszenierungen von Passion und Martyrium im späten Mittelalter (Sensus. Studien zur mittelalterlichen Kunst 5). Böhlau, Köln/Weimar/Wien 2014. ISBN 978-3-412-22239-0, 385 S. mit zahlr. Farb- und Schwarzweißabb. und einer Faltkarte.

Die als Dissertation im Fachbereich Kulturgeschichte und Kulturkunde in Hamburg eingereichte und für den Druck überarbeitete Arbeit fokussiert auf die intensive Erforschung eines Teilbereichs der Kunstgeschichte, der Marterdarstellung. Nun ist das Ergebnis nicht allein kunsthistorisch zu fassen, zu weit gesteckt erscheint der Zugang, der zunächst nach den theologischen und patristischen Grundlagen der Passionsdarstellungen und des Martyriums fragt. In ihrer Einleitung definiert Dittmeyer den Untersuchungsgegenstand, den sie auf mittelalterliche Bilderfahrungen begrenzt, berichtet zum Forschungsstand und legt den Finger auf Klischeebilder im Umgang mit der Materie. In den nachfolgenden Kapiteln kommen Passion und Ästhetik, Strategien der Gewaltinszenierung, die körperliche Gewalt in der Herrenpassion und bei Heiligen, die Entblößtheit und die „seelische“ Gewalt zur Sprache. Dazu zählen Gesten mit beleidigender Funktion wie die Feige, „Zannen“ und „Blecken“, vor allem des Gesäßes, sowie das Aufführen von Schandmusik. Was die Entblößung anlangt, ist festzuhalten, dass es kein Beispiel einer Zuschaustellung männlicher Genitalien gibt, hier wird die Entblößung des Gesäßes bei Männern der entblößten Brust bei Frauen gegenübergestellt. Hinsichtlich der Anwendung der Martern werden Kreuzigung, Erhängen, Geißelung, Enthauptung, Schindung, Ausdärmung und Steinigung analysiert, zudem die Radmarter, diverse Feuermartern und Massenmartyrien. Schließlich illustriert die Autorin die Inszenierung der Gewalt am Weltgerichtsretabel von Stefan Lochner von 1435 (Frankfurt, Köln), am Breslauer Barbararetabel sowie am Bartholomäuszyklus von Hans von Geismar im Niedersächsischen Landesmuseum Hannover. Wenn die genannten Flügelaltäre auch weitab der Tiroler Bilderfahrung liegen, so bleibt der Band nicht gänzlich ohne Tirol-Bezug. Zahlreiche Bildbelege der tirolischen Spätgotik dienen als Anschauungsmaterial. So wird Marx Reichlichs Jakobus- und Stephanus-Retabel von 1506 in München zitiert, die Reichlich zugeschriebene Vincentiusmarter am Mariä-Krönungsretabel, zudem die Wiltener Martertafeln (Stephanus) im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Friedrich Pachers Katharinenmarter im Augustiner Chorherrenstift Neustift, die Schleifung der hl. Barbara am Neustifter Barbararetabel, das nun jüngst durch Lukas Madersbacher eine Zuschreibung an Hans Pacher erhalten hat, Friedrich Pachers Marterszene der Heiligen Cosmas und Damian sowie Hans Malers Apostelmarter des hl. Bartholomäus in Schwaz, die Steinigung des hl. Stephanus des Meisters von Uttenheim im Museum von Moulins, Michael Pachers

Laurentiusmarter in Graz. Die psychische Gewalt in der Herrenpassion illustriert die Szene der Dornenkrönung am Passionsretabel in St. Korbinian, in der zwei Häscher Christus mit Hörnern die Ohren vollblasen. Ein sprechendes Beispiel dafür wäre auch in den Wandmalereien von St. Martin in Kampill (um 1410) zu finden gewesen.

Dittmeyers Untersuchung ist eine brauchbare Darstellung in der Differenzierung der einzelnen Martern, die im engen Kontext zur Passion Christi unter dem Aspekt der Christoformitas gesehen werden. In der Beschäftigung mit der Kunst der Spätgotik illustriert der Band die „Gräuel und Verwüstung menschlichen Geschlechts“ und hebt den Topos der Marter zugleich auf eine nicht ganz uneigennützig propagandistische Ebene christlicher Ikonographie.

LEO ANDERGASSEN, Schloss Tirol

Das Augustinerchorherrenstift St. Zeno in Reichenhall, bearb. von JOHANNES LANG (*Germania Sacra. Die Kirche des Alten Reiches und ihre Institutionen*, 3. Folge 9: *Die Bistümer der Kirchenprovinz Salzburg. Das Erzbistum Salzburg* 2). De Gruyter Akademie Forschung, Berlin/Boston 2015. ISBN 978-3-11-030538-8, 679 S. mit 21 Farbabb., 4 Karten.

Die im Rahmen eines schon lange bestehenden und breit angelegten Forschungsunternehmens erschienene Publikation präsentiert sich als ein umfassendes Handbuch der inneren und äußeren Geschichte der bayerischen geistlichen Gemeinschaft, die in einer Phase der kirchlichen Erneuerung unter Erzbischof Konrad II. von Salzburg offiziell im Jahre 1139 gestiftet worden ist. In einem weiteren Sinn gehören auch die Gründungen bzw. Neuorganisation der „Tiroler“ Klöster und Stifte Wilten, St. Georgenberg, St. Michael an der Etsch und Neustift bei Brixen in den gleichen zeitlichen und geographischen Zusammenhang.

Der Autor stützt sich auf ein umfangreiches, zumeist ungedrucktes Archivmaterial, das nach der Säkularisation von St. Zeno im Jahre 1803 zum größten Teil nach München gelangt ist. Lang bietet eine detaillierte Darstellung der Baumaßnahmen, der inneren und äußeren Entwicklung sowie der Organisation, der geistlichen und kulturellen Aktivitäten sowie der Verwaltung des weit verstreuten Grundbesitzes, die im Laufe der Jahrhunderte das Leben der Kommunität geprägt haben. Besonders zu erwähnen sind auch die Verzeichnisse der Pröpste und aller Konventualen mit entsprechenden biographischen Angaben.

In einem nicht unerheblichen Ausmaß betrifft die Publikation auch heutiges Tiroler Gebiet, denn bereits Ende des 12. Jahrhunderts erhielt St. Zeno vom Salzburger Erzbischof die Pfarre Kirchdorf bei St. Johann übertragen, der unter anderem auch die Vikariate Waidring, Schwendt und Kössen zugeordnet waren. In allen diesen Stationen wirkten üblicherweise, abgesehen vor allem von den Krisenzeiten um 1600, Mitglieder des Konventes als Seelsorger, und zur Geschichte dieser Orte enthält die Neuerscheinung eine Fülle von bisher nicht beachteten Angaben. Sie beziehen sich etwa auf die Bestellung und den Unterhalt der lokalen Geistlichkeit, auf die Ausgestaltung der kirchlichen Baulichkeiten oder auf die Entstehung der Wallfahrt Maria Klobenstein an der tirolisch-bayerischen Grenze im Vikariat Kössen. Naturgemäß verfügte St. Zeno auch über Besitzungen in diesem Bereich, und es ergaben sich auch personelle Beziehungen, wenn Personen aus diesen Gebieten in das Stift eintra-

ten. Liberat Wintersteller († 1775) aus der bekannten Kirchdorfer Familie brachte es sogar zum Propst der Gemeinschaft.

Nur kurz bezeugt ist auch ein früher Besitz von St. Zeno in Terfens im Inntal. Der damit verbundene Weinzins erwies sich wahrscheinlich als zu isoliert, nachdem der Besitz der Chorherren an eigenen Weingärten in der Wachau ausgebaut werden konnte. Ferner begegnen unter den fast 100 Klöstern und Stiften, mit denen St. Zeno die übliche Gebetsverbrüderung eingegangen war, auch die Kommunitäten von Au/Gries bei Bozen, Neustift, St. Georgenberg, Wilten sowie St. Michael an der Etsch.

Der sich aufdrängende Wunsch nach einer analogen neuen und umfassenden Bearbeitung eines Tiroler Klosters oder Stiftes, wie dies Johannes Lang in vorbildlicher Weise für St. Zeno vorlegen konnte, wird in absehbarer Zeit wohl nicht in Erfüllung gehen.

JOSEF RIEDMANN, Innsbruck

JOSEF ACKERMANN / URSUS BRUNOLD, **Mönche – Nonnen – Amtsträger. Ein biografisches Handbuch zum Kloster St. Johann in Münstair** (8. bis 21. Jahrhundert) (Quellen und Studien zur Bündner Geschichte 31). Desertina, Chur 2014. ISBN 978-3-85637-461-7, 415 S. mit mehreren Abb.

Prosopographie als Methode historischer Forschung ist gerade in der Kirchengeschichtsschreibung schon länger etabliert: Als prominentes Beispiel sind etwa die bahnbrechenden Leistungen Leo Santifallers im Bereich der Domkapitelforschung zu nennen. Als Kollektivbiographie erlaubt sie es, gemeinsame Merkmale von Individuen festzustellen, analytisch aufzuschlüsseln, zu vergleichen und auf wichtige Variablen zu untersuchen, um schließlich Regelmäßigkeiten festzustellen. Gerade für die Frühe Neuzeit gilt die prosopographische Methode als „besonders radikale Annäherung an sozialgeschichtliche Wirklichkeiten“ (A. Müller). Mittlerweile ist dieser Ansatz, der das Interesse an den einzelnen Akteuren der Geschichte mit dem Blick auf übergeordnete Strukturen in Einklang zu bringen geeignet ist, auch theoretisch gut ausgearbeitet und durch gelungene Beispiele mehrfach erprobt. Seit kurzem sind nun auch die Forschungen zur Geschichte des Klosters Münstair durch eine derartige Arbeit entscheidend bereichert: Josef Ackermann und Ursus Brunold haben von rund 570 Personen, Klosterinsassen (Äbte, Mönche, Äbtissinnen, Priorinnen, Konventualinnen, Laienschwestern), Seelsorgern (Spirituale) und Amtleuten (Pröpste / Administratoren, Kastvögte) dieser bedeutenden geistlichen Anstalt, biographische Angaben zusammengetragen und zu kohärenten Texten verarbeitet. Rund 16 Prozent der Personen sind dem ins ausgehende 8. Jahrhundert zurückgehenden Männerkloster, rund 84 Prozent dem seit dem 12. Jahrhundert nachweisbaren Frauenkloster zuzuordnen.

Die Basis bilden in zahlreichen Archiven in einem weiten Umkreis des Klosters sorgfältig erhobene Quellen unterschiedlichsten Typs und eine umfassende Forschungsliteratur. Stephan von Mayrhofens Genealogien wurden nicht im Original, sondern in einer Abschrift verwendet. Dass sich bei geographischen Angaben mitunter kleine Unkorrektheiten einschleichen, ist bei einem Projekt dieser Größenordnung angesichts des weiten Einzugsgebietes der Personen nicht zu vermeiden: So etwa lautet die deutsche Version von Val di Non nicht „Nontal“, sondern „Nonsberg“ (S. 131).

Die Einleitung beschreibt das Konzept des Bandes, benennt die zentralen Probleme (etwa die uneinheitliche Terminologie der Quellen für bestimmte Geistliche, die

Heterogenität der Überlieferung mit Blick auf einzelne Personen), erläutert methodische Grundsatzentscheidungen (etwa die Anpassung der Schreibung von Namen an heutige Formen) und gibt einen konzisen Überblick über die Geschichte des Klosters.

Die Biogramme sind, soweit möglich, nach einheitlichem Muster angelegt, ein Grundgebot der Prosopographie, deren Zweck es ja ist, für große Personengruppen vergleichbare Daten zu liefern. Es ist das Bestreben der Autoren, vor allem die folgenden Informationen weitgehend vollständig zu erfassen: Geburts- und Todesdatum, Herkunft (geographisch und sozial), Ausbildung, Profess, Funktion in der Klostergemeinschaft; in Hinblick auf letzteren Aspekt holen die Biogramme mitunter recht weit aus. Dem Text folgt jeweils unmittelbar ein ausführlicher Anmerkungsapparat.

Die zeitliche Erstreckung des Untersuchungsgegenstands über mehr als 1200 Jahre lässt absolute Einheitlichkeit freilich nicht zu; je nach Epoche mussten bei der Auswahl der Daten unterschiedliche Kriterien zur Anwendung kommen: In den das Mittelalter und die Frühe Neuzeit betreffenden Teilen wurde jede nur irgendwie erreichbare Information verarbeitet (mancher Satz klingt wie ein Regest, mitunter fließt auch die Klosterchronik ein, und in manchen Fällen war es nötig, Forschungsprobleme zu thematisieren). Bei in jüngerer Zeit lebenden Personen (etwa ab dem 19. Jahrhundert) konnte/musste teilweise selektiv vorgegangen werden. Von Rubriken im strengen Sinn kann angesichts der für die Verfasser selbstverständlichen Priorität des Faktischen vor dem theoretischen Konstrukt nicht die Rede sein, und in der Diktion dominieren narrative Züge – eine Reihe von Zugeständnissen also an eine trotz allem traditionelle Auffassung von Geschichtsschreibung und ein Beleg für die Überzeugung, dass auch in einem Kollektiv die Rolle des Einzelnen wichtig ist. Äußerlich wird dies durch in den Text eingestreute, auf das jeweilige Biogramm genau abgestimmte Bilder unterstrichen, die auch das Auge erfreuen.

Vergleichbarkeit der Daten vom Frühmittelalter bis in die Gegenwart kann nicht erwartet werden, wegen der unterschiedlichen Quellendichte, aber auch wegen des in älteren Zeiten geringeren Grades an Institutionalisierung in allen Bereichen. Als für eine mögliche Auswertung der Daten besonders ergiebig erweist sich, besonders mit Blick auf die einfachen Konventualinnen, die Zeit ab der Mitte des 17. Jahrhunderts: Bedingt durch die politischen Rahmenbedingungen war in Münstair erst damals jene Stabilität der Gemeinschaft gegeben, die auch in der Überlieferung einen Niederschlag finden konnte und somit die Vergleichbarkeit größerer Datenmengen gewährleistet. Ab 1695 galt eine strenge Trennung von Chorfrauen und Laienschwestern, die bis 1969 beibehalten wurde. Die Frage ist, wann man die obere Grenze dieser Epoche zu setzen hat: vielleicht erst 1956 mit der Neuregelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in Graubünden? Oder doch schon mit den gesamtkirchlichen Veränderungen um 1800? Dieses Problem führt zugleich an die Grenzen der Prosopographie: Kürzere Perioden sind für diese Methode fraglos das günstigere Anwendungsgebiet als über mehr als 1200 Jahre sich erstreckende Zeiträume. Andererseits kommt gerade an diesem Befund das eigentliche Wesen historischen Wandels zum Ausdruck – das sich im Satz verdichtet, dass eben nicht alles umfassend und direkt vergleichbar ist.

Ziel der Autoren war es, wie der Untertitel sagt, ein biographisches Handbuch zu schaffen. Daher sind Auswertungen des aufbereiteten Materials, insbesondere die Verknüpfung der erhobenen Daten nach diversen Kriterien, von ihnen nicht einzufordern. In Ansätzen erfolgen solche freilich doch, und zwar in drei Anhängen, die die personelle Entwicklung des Frauenkonvents von 1409 bis 2014 und die geogra-

phische Herkunft der Nonnen untersuchen (ab dem 18. Jahrhundert zunehmende Bedeutung der Tirolerinnen, besonders aus dem südlichen Landesteil, im 19. und 20. Jahrhundert ein Überhang von Frauen aus Graubünden und anderen Kantonen der Schweiz). Ein weiterer Anhang dokumentiert die im Besitz der Ordensfrauen befindlichen Bücher in der Zeit vom 17. bis ins 19. Jahrhundert. Den Abschluss bildet ein für ein Werk dieser Art unabdingbares Register der Personen und Orte.

ERIKA KUSTATSCHER, Bozen

Mächtige Frauen? Königinnen und Fürstinnen im europäischen Mittelalter (11.–14. Jahrhundert), hg. von CLAUDIA ZEY (Vorträge und Forschungen 81). Thorbecke, Ostfildern 2015. ISBN 978-3-7995-6881-4, 487 S.

Der Band enthält die Niederschriften der bei der Reichenauer Tagung des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte vom September 2010 gehaltenen Vorträge, dazu einen nicht vorgetragenen Beitrag über die Männer der Erbköniginnen im Heiligen Land.

Tagungsleiterin und Herausgeberin CLAUDIA ZEY, deren Interesse insbesondere den Reichen an der Peripherie des Heiligen Römischen Reichs und Frankreichs galt, ist einem straffen Konzept gefolgt. In ihrem einleitenden Beitrag, der zugleich – wohl erschöpfend – die wichtigste einschlägige Literatur sichtet, erläutert sie die Vorgaben, die sie den Referenten und Referentinnen gemacht hat, nämlich traditionelle Herrschaftsgeschichte, in die die Frauenproblematik schon längst Eingang gefunden hat, mit Geschlechtergeschichte neueren Zuschnitts zu koordinieren und den Blick auch auf Aspekte zu richten, bei denen geschlechtsspezifische Besonderheiten nicht anzunehmen sind. Die Forschungswege, die sie einmahnt, sind allesamt solche, die sich nicht auf die Verfasstheit des jeweiligen Raumes, sondern auf strukturelle Voraussetzungen von Herrschaft beziehen. Die insgesamt elf Beiträge und Beitragserinnen (aus Deutschland, Österreich, der Schweiz, Großbritannien, Frankreich und den USA, daher ein Beitrag in französischer, zwei in englischer Sprache) standen also, wie immer bei den Reichenauer Tagungen mit ihrer illustren Tradition, vor hohen Anforderungen – und haben diesen, das kann vorweggenommen werden, größtenteils meisterlich entsprochen, indem sie die Fragen auf breiter Quellenbasis und mit ausgefeilter Methode zu beantworten versuchten.

CHRISTINE REINLES grundsätzliche Reflexionen zum Thema Macht im Mittelalter, zunächst, zwecks angemessener Theoriebildung, auf der Basis moderner soziologischer Literatur, sind als Absage an die mögliche Vorannahme zu lesen, das Streben nach Macht wäre ein unhinterfragbares Ziel menschlichen Handelns. In dezidierter Ablehnung von Michel Foucaults materialistischem Beharren auf Intentionalität und Relationalität von Macht plädiert Reinle für das Wirksamsein personaler Faktoren, die sich präziser Mess- und somit Beschreibbarkeit entziehen. Aus einer Vielzahl von Quellen legt sie zwar Faktoren der Macht frei, und auch auf der Suche nach „Strategien“ der Macht wird sie fündig, sie nimmt sich aber, ausdrücklich, nicht das Recht, jede Beobachtung gleichsam zu einem „Gesetz“ hochzustilisieren, und unterstreicht – fernab von jeglichem deterministischen Ansatz – die Wichtigkeit des nicht Kalkulierbaren.

NIKOLAS JASPERT analysiert die Rolle der Königinnen in den fünf christlichen Königreichen auf der Iberischen Halbinsel, wo weibliche Herrschaft besonders häu-

fig war. Auf der Suche nach der – explizit nicht vorhandenen – politischen Theorie derselben erkennt er drei Grundmuster: Regentschaft und institutionalisierte Statthalterschaft führe zu einem Bild der Königinnen als weibliche Könige; administrative Aspekte deuteten hingegen auf komplementäre Herrschaftsfunktionen, etwa im Fall der Existenz eigener Höfe der Königinnen, die nicht nur emotionale Bezugspunkte der königlichen Familie waren, sondern auch (u. a.) der Verwaltung der weiblichen Dotalgüter, der Repräsentation der Herkunftsfamilie, der Pflege der Diplomatie und der Vermittlung zum Hof des Königs dienten. Weibliche Frömmigkeit, drittens, habe den Frauen das Setzen eigener Akzente möglich gemacht, wie eindrucksvoll am Beispiel der Nähe der Königinnen zu den Bettelorden seit dem 13. Jahrhundert gezeigt wird, in deren Reihen in weiterer Folge Abhandlungen zur politischen Theorie entstanden, etwa das Werk des bekannten Wilhelm von Ockham.

ALAN V. MURRAY untersucht die weibliche Nachfolge im Königreich Jerusalem, wo – angesichts des muslimischen Umfelds – an sich keine guten Voraussetzungen bestanden. Im rund 200-jährigen Untersuchungszeitraum trat dieser Fall fünf Mal ein. Die meisten regierenden Königinnen wurden allerdings früh verheiratet, hatten also de facto eingeschränkte Kompetenzen; sofern verwitwet, mussten sie sich wiederverheiraten. Nur an einem Beispiel bestätigte sich dies nicht, weil die betreffende Frau zwei männliche Nachkommen hatte und gute Beziehungen zur Kirche und zum Adel pflegte. Mit ihr, Melisende, leitet PHILIPPE GORIDIS seine daran anknüpfenden Ausführungen über die Männer der Erbköniginnen ein; das prominenteste von mehreren Fallbeispielen ist die 1225 geschlossene Ehe der Königin Isabella mit Kaiser Friedrich II. Als Fazit zeichnet sich ab, dass die soziale und politische Position von Königswitwern unsicher war; die Rollendefinitionen wandelten sich auch je nach politischer Konstellation. Alles in allem wirken die Versuche, aus den Beobachtungen allgemeine Gesetze herauszuarbeiten, wie scharfsinnig auch immer sie sein mögen, doch mühsam; man wird wohl gerade hier zu bedenken geben müssen, dass die Zahl der untersuchten Fälle zu klein ist, um dies mit gutem Gewissen tun zu können.

ELISABETH VAN HOUTS erklärt die wichtige Rolle der englischen Königinnen im 11. und 12. Jahrhundert mit der häufigen kriegsbedingten Abwesenheit ihrer Männer – die ihrerseits viele Konkubinen und illegale Nachkommen hatten. Ihre besondere Aufmerksamkeit gilt der Tochter König Heinrichs I., Mathilde, in erster Ehe mit dem römisch-deutschen Kaiser Heinrich V. verheiratet, die später auch Ansprüche auf den englischen Thron geltend machte und kurzzeitig die erste weibliche Regentin des Königreichs England war. Alles in allem, glaubt sie beobachten zu dürfen, seien männliche Eigenschaften bei den Königinnen nicht erwünscht gewesen. Die Epoche der Kreuzzüge ist auch der Hintergrund der Ausführungen von PATRICK CORBET über zwei bedeutende Königinnen: Eleonore von Aquitanien heiratete nach der Trennung von Ludwig VII. von Frankreich den nachmaligen englischen König; in den von ihr in die Ehe eingebrachten Territorien legte sie Wert auf eigenständige Machtausübung. Ihre Enkelin Blanca von Kastilien war die Gemahlin des französischen Königs Ludwig VIII.; nach nur drei Ehejahren bereits Witwe, übte sie in der Folge eine nicht unumstrittene Herrschaftsgewalt aus. Eines der Ergebnisse von Corbets Studie ist, dass weibliche Herrschaft im Prinzip nicht anders war als männliche, auch nicht weniger grausam.

BRIGITTE KASTEN widmet ihre scharfsinnigen Beobachtungen, und zwar in transnationaler Perspektive, jenen Frauen, die von den Päpsten des Hochmittelalters als

die mächtigsten betrachtet wurden. Die im Raum stehende Annahme, dass mittelalterliche Königinnen herrschen konnten, ohne zu regieren, hält sie für eine dem Verständnis einer späteren Zeit geschuldete, daher anachronistische Annahme. Nach subtilen Ausführungen über Krönungsordnungen, die bis ins Frankenreich zurückreichen und besonders an der Vorbildfunktion biblischer Frauen interessiert sind, der Feststellung eines um 900 einsetzenden Wandels, der Könige und Königinnen / Kaiser und Kaiserinnen parallel setzte, und Hinweisen auf das seit dem Ende des 11. Jahrhunderts dominante Bild Mariens als Königin des Himmels, das auch die Definition der Rolle der weltlichen Herrscherin mitbestimmt haben kann, kommt sie in Gestalt der Analyse von ca. 200 Papstbriefen an Frauen aus dem gesamten Orbis christianus zum Ergebnis, dass zwischen männlicher und weiblicher Herrschaft nicht grundsätzlich unterschieden wurde; vor allem sei es darauf angekommen, der Verantwortlichkeit gegenüber Gott gerecht zu werden. Die Unterscheidung zwischen direkter Herrschaft des Mannes und indirekter Herrschaft der Frau werde durch beide Quellengattungen nicht nahegelegt.

ELKE GOEZ eröffnet den Reigen der Beiträge, die sich auf der Ebene der Fürstinnen bewegen: Sie illustriert an sechs Beispielen aus der späten Salierzeit (darunter auch die bekannte Mathilde von Tuszien) Facetten weiblicher Herrschaft. Auf scharfsinnige Beobachtungen zu den Titeln (keine Maskulinisierung!), zur Siegelführung und zum Urkundenwesen folgen Belege für die herausragende Bedeutung der Fürstinnen für die Kloster- und Kirchenreform, für den Kulturtransfer, für die Repräsentation ihrer Familien (Darstellungen in Codices, die der Memoria dienen) und für die Pflege der Memoria (kirchliche Stiftungen, Sorge für die Grablegen). In der damals sehr beliebten dynastischen Geschichtsschreibung fanden sie große Beachtung, so wie überhaupt ihre verschiedentlich geltend gemachten Herrschaftsansprüche damals allgemein anerkannt waren. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt MARTINA STERCKEN, die zwei Habsburgerinnen des 13. und frühen 14. Jahrhunderts in den Blick nimmt: Anna, die eher im Hintergrund bleibende Gemahlin Rudolfs von Habsburg und Mutter vieler Kinder, und ihre kinderlose Enkelin Agnes, die fast 50 Jahre im Witwenstand im Kloster Königfelden verbrachte und sich dort, über reiche Mittel verfügend und unabhängiger als familiär eingebundene Frauen, in sehr eigenständiger Weise als Vertreterin habsburgischer Interessen im Südwesten des Reichs erwies. In der zeitgenössischen Chronistik wurde sie unterschiedlich beurteilt: Wichtiger als die wenig überraschende Tatsache negativer Einschätzungen von Seiten eidgenössischer Autoren ist die Feststellung, dass, wo es um Reflexion über Herrschaft ging, jenseits der gattungsspezifischen Topik auch individualisierende Aspekte sichtbar wurden.

JULIA HÖRMANN-THURN UND TAXIS untersucht das Stiftungsverhalten von acht Tiroler Landesfürstinnen bzw. Gattinnen von Landesfürsten des 13. und 14. Jahrhunderts. Nach detaillierten, auch die Hintergründe ausleuchtenden Ausführungen über die Gründungen des Dominikanerinnenklosters in Maria Steinach bei Algund, des Klarissenklosters von Meran und der Zisterze Stams erfasst sie sämtliche Nachrichten über kleinere Zuwendungen an diese und andere geistliche Anstalten, wobei einerseits eine gewisse Selbstverständlichkeit dieses Tuns sichtbar wird, andererseits aber auch individuelle Aspekte hervortreten. Inwieweit die Frauen auch auf das Stiftungsverhalten ihrer Männer Einfluss nahmen, lasse sich nicht bestimmen, ebenso wenig deren Rolle im karitativen Bereich, die insgesamt aber bescheiden einzuschätzen sei. Als Hauptergebnis der quellengesättigten Studie zeichnet sich ab, dass die

Frauen, natürlich im Rahmen bestimmter Spielregeln, sehr wohl individuelle Handlungsspielräume hatten, dass Ehepaare bei Stiftungen nicht immer Partner waren, dass mit einem gewissen Einfluss der Beichtväter und Hofkapläne zu rechnen ist und dass eine gute finanzielle Ausgangslage nicht notwendigerweise Großzügigkeit bei Stiftungen bedeutete.

SIGRID HIRBODIAN entwickelt ihre Überlegungen zur Herrschaft geistlicher Fürstinnen im 11.–14. Jahrhundert vornehmlich in Auseinandersetzung mit unterelsässischen Kanonissenstiften. Nach eingehender, zeitlich differenzierter Analyse der Bedingungen weiblicher Herrschaft zwischen geistlichen Obrigkeiten, Königtum und Adel identifiziert sie die Leitung einer Gemeinschaft nach innen als überaus komplexe, vom sozialen Hintergrund aller Beteiligten und weiterer Faktoren abhängige Aufgabe. Für die Verteidigung des Besitzes gegen Eingriffe von außen, aber auch von Seiten der eigenen Lehensleute oder Vögte bedurfte es vielfältiger Netzwerke, für seinen Erhalt einer straffen Verwaltung. Daraus hervorgegangene Aufzeichnungen lassen erkennen, dass die Hintersassen von einer Äbtissin die persönliche Wahrnehmung der Herrschaft erwarteten, nicht anders als von einem männlichen Herrschaftsträger. Dies wäre bei strengen Klausurvorschriften nicht möglich gewesen – so mit Blick auf den immer wieder aufkeimenden Reformdiskurs.

JÖRG ROGGE übernahm die schwierige, allerdings lohnende Aufgabe einer Zusammenfassung der Tagungsergebnisse. Unter den Voraussetzungen weiblicher Herrschaft nennt er eine hohe Geburt, eine entsprechende Bildung und Erziehung, aber auch einen bestimmten Willen zur Macht, überhaupt die jeweilige Persönlichkeitsstruktur; dazu müsse mit einer Reihe kontingenter Faktoren gerechnet werden. Konkretisiert habe sich die Herrschaft in Gestalt diplomatischer Aufgaben, informeller Einflussnahme, des Einsatzes für religiöse Belange, durch den Aufbau und die Pflege von Kommunikationsnetzwerken, in der Verwaltung des Dotalbesitzes und in symbolischen Formen, etwa durch die Führung von Siegeln. Betreffend den jeweiligen Herrschaftstyp ordnet er die in den Referaten präsentierten Beispiele vier Hauptgruppen zu: eheliche Partnerschaft, Regentschaft für minderjährige Kinder, Statthaltschaft und Selbstherrschaft. Die wichtigste Erkenntnis ist aber wohl die folgende: Es gab im Mittelalter, als Herrschaft in hohem Maße Konsenscharakter hatte, keine grundsätzliche Benachteiligung von Frauen wegen ihres Geschlechts, und auch die im Laufe des Beobachtungszeitraums zunehmende administrative Verdichtung führte nicht zu einem Bedeutungsrückgang weiblicher Herrschaft. Nach ernsthaften Syntheseversuchen, die mitunter bei aller Mühe nicht mehr als ein Nebeneinander von Einzelergebnissen werden konnten, plädiert Rogge für ein Verständnis von Macht als Potential und von Herrschaft als dessen Umsetzung aufgrund einer entsprechenden Autorität. Als Desiderate künftiger Forschung nennt er besonders die Frage nach Rollenerwartungen und nach der Messbarkeit politischen Einflusses.

Alles in allem bestätigt das Resümee die in Christine Reinles bedeutungsschwerem Eingangsreferat ausgesprochene Mahnung, Historie das bleiben zu lassen, was sie ist, die Lehre vom Einmaligen nämlich, das nicht den Postulaten überzogenen Systematisierungsbedürfnisses geopfert werden sollte. Gerade die besten Beiträge sind ja in der Tat als Absage an jede Form nomothetischen Zugriffs zu lesen.

Abgerundet wird der Band durch ein von den Mitherausgebern Sophie Caffisch und Philippe Goridis erstelltes Register der Personen und Orte.

ERIKA KUSTATSCHER, Bozen

1363 – 2013. 650 Jahre Tirol mit Österreich, hg. von CHRISTOPH HAIDACHER / MARK MERSIOWSKY (Veröffentlichungen des Tiroler Landesarchivs 20). Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2015. ISBN 978-7030-0851-1, 335 S. mit zahlr. Farb- und Schwarzweißabb.

Der dem leider viel zu früh verstorbenen Klaus Brandstätter gewidmete Band enthält, ergänzt durch drei weitere Beiträge, gut ein Dutzend Referate, die im Rahmen einer Tagung zum Gedenken an die „650-jährige Zugehörigkeit Tirols ... zu Österreich“ im Mai 2013 in Innsbruck gehalten worden sind.

Die Themen der einzelnen Aufsätze berühren zum einen die Vorgeschichte, Durchführung und Konsequenzen der für Tirol wie auch für Österreich sehr nachhaltig wirksam gewordenen historischen Weichenstellung des Jahres 1363: MARK MERSIOWSKY, Der Weg zum Übergang Tirols an Österreich 1363: Anmerkungen zur Politik im 14. Jahrhundert; CHRISTIAN LACKNER, Die Integration Tirols in den habsburgischen Herrschaftsbereich; CHRISTOPH HAIDACHER, Von Land zur Provinz. Zentrum und Peripherie im Wandel der Geschichte; WENDELIN WEINGARTNER, Was ist geblieben von der Eigenständigkeit Tirols?

Mit speziellen Fragestellungen in diesem Zusammenhang beschäftigen sich KLAUS BRANDSTÄTTER (†), Die Rolle der Hochstifte von Brixen und Trient; GUSTAV PFEIFER, 1363 und der Tiroler Landesadel. Versuch eines Perspektivenwechsels; GERTRAUD ZEINDL, Herzog Rudolf IV. als Förderer der Stadt Innsbruck.

Im Besonderen um die Person der Margarete Maultasch sowie generell um die Rolle und das Schicksal von Frauen in der Politik dieser Zeit kreisen die Ausführungen von JULIA HÖRMANN-THURN UND TAXIS, Die Entscheidung von 1363 oder Macht und Ohnmacht einer Fürstin; ELLEN WIDDER, Überlegungen zur politischen Wirksamkeit von Frauen im 14. Jahrhundert. Margarete Maultasch und Agnes von Ungarn als Erbtöchter, Ehefrauen und Witwen; CLAUDIA FELLER, Geburt, Hochzeit, Krankheit und Tod in Rechnungsaufzeichnungen des Tiroler Adels im Spätmittelalter; MAGDALENA HÖRMANN-WEINGARTNER, Bild und Missbild – die Porträt Darstellungen der Margarete Maultasch.

In Bereiche der Kunst- und Kulturgeschichte leiten die Beiträge von CHRISTINA ANTENHOFER, Der so genannte „Brautbecher der Margarete Maultasch“ im Blick der kulturgeschichtlichen Fragen zu materiellen Kultur des Spätmittelalters; ANDREAS ZAJIC, Inschriftenpaläographische Anmerkungen zum sogenannten „Brautbecher der Margarete Maultasch“; LEO ANDERGASSEN, Aspekte des Kulturtransfers zwischen Österreich und Tirol im Spätmittelalter.

Schließlich führen ANDREAS OBERHOFER, (K)ein Baustein Tiroler Identität? Zur Rezeption der Ereignisse von 1363, und FRANZ-HEINZ V. HYE, Das „Befreiungdenkmal“ von 1948 am Landhausplatz in Innsbruck und dessen weitere Gestaltung. Ein Beitrag zum Umgang mit der Zeitgeschichte und ihren Denkmälern in Innsbruck, sehr deutlich vor Augen, wie aktuell zeitbedingt und damit äußerst wechselhaft sich das Gedenken an historische Entwicklungen in ihren Nachwirkungen gestaltet.

Gerade die beiden letztgenannten Artikel enthalten eine ganze Fülle neuer Erkenntnisse, und auch die Ausführungen über den so genannten Brautbecher bieten gut nachvollziehbare neue Datierungs- und Zuordnungsvorschläge (entstanden um 1320 und damit wohl ohne Zusammenhang mit Margarete Maultasch). Die Beiträge über die verschiedenen fürstlichen Frauen spiegeln das zurzeit sehr lebhaft Inter-

esse an derartige Fragestellungen wider, und selbstverständlich vermitteln die primär den allgemeinen politischen Geschehnissen gewidmeten Referate über die bekannten Zusammenhänge hinaus neue Einsichten.

Die Publikation präsentiert sich damit als eine sehr willkommene Bereicherung der nicht eben seltenen Würdigungen des Geschehens im Jahre 1363.

JOSEF RIEDMANN, Innsbruck

Briefe aus dem Spätmittelalter. Herrschaftliche Korrespondenz im deutschen Südwesten, hg. von PETER RÜCKERT / NICOLE BICKHOFF / MARK MERSIOWSKY (Sonderveröffentlichungen des Landesarchivs Baden-Württemberg). Kohlhammer, Stuttgart 2015. ISBN 978-3-17-026340-6, 234 S. mit zahlr. Abb.

Die 2013 als Sonderveröffentlichung des Landesarchivs Baden-Württemberg vorgelegte Edition der umfangreichen brieflichen Überlieferung rund um die mantuanische Fürstentochter Barbara Gonzaga, die an den württembergischen Hof geheiratet hatte, darf durchaus als Initialzündung für weitere wissenschaftliche Forschungen zu spätmittelalterlicher Korrespondenz gesehen werden. Ein erstes Ergebnis dieser Beschäftigung stellt die im November des gleichen Jahres in Stuttgart unter maßgeblicher Beteiligung der Editoren erfolgte Tagung dar, deren Ergebnisse nun in einem repräsentativen Tagungsband vorliegen.

Die insgesamt 11 Beiträge untersuchen einerseits Briefe als Quellengattung und bedienen sich dabei durchaus gebräuchlicher diplomatischer Werkzeuge, zum anderen werden diese Dokumente in ihrem (kultur)historischen Kontext gesehen. Dabei zeigt sich trotz der Konzentration auf eine Quellengattung, einen Raum (Deutscher Südwesten), einen Urheber (Fürstenhöfe) und eine Epoche (Spätmittelalter) ein sehr facettenreiches Bild, das von einer stark von administrativen Inhalten geprägten Korrespondenz bis hin zu sehr subjektiven, beinahe emotionalen Egodokumenten reicht.

Nach einem auf neuesten Forschungen basierenden Überblick über die Briefe des Früh- und Hochmittelalters (MARK MERSIOWSKY) werden verschiedene regionale Überlieferungsgruppen behandelt: Grafen von Württemberg (PETER RÜCKERT), Mantuaner Hof (CHRISTINA ANTENHOFER), Habsburger (JULIA HÖRMANN-THURN UND TAXIS, KLAUS BRANDSTÄTTER), Wittelsbacher (JULIAN HOLZAPFEL, FRANZ FUCHS); thematische Schwerpunkte widmen sich Fehdebriefen (NIKLAS KONZEN), „Berichterstattungen“ (JÜRGEN HEROLD) und dem Aspekt der Subjektivität in Briefen (AXEL BEHNE).

Die Autoren bleiben dabei zum einen nahe an den Dokumenten, indem einzelne Briefe exemplarisch behandelt, fallweise sogar (teil)ediert werden (unter Beigabe von Abbildungen); andere konzentrieren sich stärker auf die Analyse des Materials, gehen beispielsweise auf die Überlieferungssituation ein oder versuchen, die weitverzweigten Kommunikationsstränge nachzuzeichnen.

Die mittels dieses Bandes erfolgte eingehende und breitgefächerte Beschäftigung mit dieser Quellengattung und dem damit verbundenen Phänomen der Kommunikation zeitigt einige interessante Ergebnisse: So wird in vielen Beiträgen deutlich, dass Briefe – im Unterschied zu anderen Überlieferungen des Spätmittelalters – eine sehr gute und aussagekräftige Annäherung an die emotionale und subjektive Seite der handelnden Personen ermöglichen, beispielhaft gezeigt in den Ausführungen von Axel Behne

über Emotion und Etikette. In Ergänzung dazu hält Julian Holzapfl fest, dass die noch stark dem strengen hochmittelalterlichen Formular verhaftete Sprache mit ihren feinen Nuancen sehr gut das (momentane) Verhältnis zwischen den Briefpartnern errahnen lässt, wie der Notenwechsel zwischen den verfeindeten wittelsbachischen Herzögen mit seinen Varianten der Anrede deutlich macht. Detaillierte Informationen über Kommunikationskanäle, ihre Routen, Dauer und Kosten, ihre Nachrichtenquellen etc. kann Jürgen Herold den Berichten über den Neusser Krieg an den Hof der Gonzaga entnehmen und damit die nachrichtendienstliche Facette des mittelalterlichen Briefes thematisieren. Zur herrschaftlichen Wirkung von Kommunikation vor Ort und Kommunikation per Brief stellt Klaus Brandstätter (†) in seinem Beitrag Überlegungen an und kommt dabei zum Ergebnis, dass die sehr heterogenen und den Begehrlichkeiten der Nachbarn ausgelieferten habsburgischen Herrschaften in den Vorlanden nur unzureichend mit einer briefgestützten Kommunikation zu regieren waren.

Der vorliegende Band, der sich überdies durch eine sehr gute Bebilderung auszeichnet, bietet einen facettenreichen Einblick in die Komplexität herrschaftlicher Korrespondenz des Spätmittelalters und besticht durch seine Nähe zu den Quellen. Es wäre wünschenswert, wenn davon Impulse zur weiteren wissenschaftlichen Beschäftigung mit dieser Quellengattung ausgingen, insbesondere durch die Vorlage weiterer Editionen.

CHRISTOPH HAIDACHER, Innsbruck

Papier im mittelalterlichen Europa: Herstellung und Gebrauch, hg. von CARLA MEYER / SANDRA SCHULTZ / BERND SCHNEIDMÜLLER (Materiale Textkulturen 7). De Gruyter, Berlin 2015. ISBN 978-3-11-037141-3, VI, 330 S. mit 63 Abb.

Kaum ein Beschreibstoff präsentiert sich so unspektakulär wie Papier. Wenn man im Zeichen der Ressourcenschonung und des Umweltschutzes vielleicht auch an das täglich verwendete Papier denken mag, so doch weniger im Sinne der Frage, was für eine kulturgeschichtliche Errungenschaft, aber auch Konvention es ist, dass der Großteil der Menschheit seine Gedanken „zu Papier bringt“, noch dazu meist im genormten Din A4- oder Din A5-Blattformat. LOTHAR MÜLLER hat in seinem 2012 erschienenen Sachbuch von der „Epoche des Papiers“ gesprochen und diese mit „Weiße Magie“ überschrieben. Seine Thesen wurden unter anderem im Rahmen einer Tagung diskutiert, die am 14. und 15. November 2013 in der Universitätsbibliothek Heidelberg zum Thema „Papier im Mittelalter: Herstellung und Gebrauch“ stattfand und dem Beginn dieser papierenen Epoche im späten Mittelalter nachging. Die Ergebnisse liegen nun in gedruckter Form vor und sind zugleich als Open-Access-Publikation frei im Netz zugänglich. Veranstaltet wurde die Tagung im Rahmen des Sonderforschungsbereichs 933 „Materiale Textkulturen“ und dort im Teilprojekt A06 „Die papierene Umwälzung im spätmittelalterlichen Europa“. Im Kontext der *Tiroler Heimat* soll dieser Band zum einen besprochen werden, weil Tirol eine besondere Rolle für die Erforschung eines bestimmten Papiertypus spielt, wie folgend dargelegt wird. Zum Zweiten wird hier aber auch ein Bogen zum Schwerpunktthema dieses Bandes geschlagen, der den Fragmenten und dem Buchbesitz gilt. Die Fragmente zeugen nachgerade von der Bedeutung, die der Materialität der Schriftträger zukam, wobei in diesem Fall meist Pergamente zur Verstärkung des Papiers genutzt wurden.

Wie der vorliegende Sammelband deutlich macht, vollzog sich der Siegeszug des Papiers allmählich, am Beginn geradezu in Nachahmung des Pergaments, wobei letztlich wohl der Buchdruck entscheidend zur Durchsetzung des Papiers beitrug (S. 40). Viele Gebiete blieben konservativ und nutzen noch bis ins 17. oder 19. Jahrhundert für wichtige Belange Pergament, wie etwa HENDRIK VAN HUIS am Beispiel von Greifswald und Hamburg deutlich macht. Ein besonderes Anliegen des Bandes ist es, die Forschung mit der Praxis zusammenzubringen und nicht zuletzt durch den Einbezug von Papierherstellern und Restauratoren ein interdisziplinäres Gespräch anzuregen, um „mit neuen methodisch-theoretischen Impulsen“ die Historischen Hilfswissenschaften, in deren Kontext die Materialität der Beschreibstoffe bereits seit Langem erforscht wird, zu stärken (S. 4; 308). Zwei Beiträge sind entsprechend jeweils von einer Historikerin und einem Praktiker verfasst. SANDRA SCHULTZ und der Handpapiermacher JOHANNES FOLLMER rekonstruieren anhand der Untersuchung historischer Papiere aus dem Stadtarchiv Ravensburg deren Herstellungsprozess, da sich die Herstellung von Papier mangels schriftlicher Quellen erst ab dem späten 15. Jahrhundert dokumentiert findet. Sie leiten damit den ersten Themenblock ein, der der Herstellung von Papier in europäischer Perspektive gewidmet ist. Eröffnet wird der Band durch den Leiter des mittelalterlichen Teilprojekts, BERND SCHNEIDMÜLLER, der in die Bedeutung der Erforschung der Materialität der Texte des Mittelalters einführt. EMANUELA DI STEFANO beleuchtet das beliebte und weit verbreitete Papier, das in Camerino-Pioraco und Fabriano seit dem 14. Jahrhundert produziert wurde. INGE VAN WEGENS geht dem Papierverbrauch und der Gründung der ersten Papiermühlen in den Niederlanden im 15. Jahrhundert nach. ERWIN FRAUENKNECHT widmet sich den Papiermühlen in Württemberg und betont das Potential der Wasserzeichen für deren Erforschung. EVAMARIE BANGE setzt diesen Ansatz fort, indem sie die – oft in ihrer Aussagekraft relativierten – Wasserzeichen als Quellen für die Wirtschafts- und Sozialgeschichte am Beispiel der Luxemburger Kontenbücher vorstellt.

Der zweite Themenblock ist der Durchsetzung des Papiergebrauchs gegenüber dem Pergament sowohl in der Verwaltung als auch im Bereich der Buchkultur gewidmet. Er wird durch den zweiten Tandembeitrag eingeleitet: CARLA MEYER und der Papierrestaurator THOMAS KLINKE erarbeiten anhand der ältesten Papiere des Hauptstaatsarchivs Stuttgart ein Instrumentarium dafür, welche Gebrauchsspuren sich an Papieren selbst erkennen lassen und wie diese kulturhistorisch interpretiert werden können. Interessierten Papierforschern wird eine Übersicht über Arbeitsgeräte vermittelt, die mit ins Archiv genommen werden können. FRANZ-JOSEF ARLINGHAUS vertritt in seinem Beitrag die These, dass die Verwendung von Papier anstelle von Pergament weniger eine Frage des billigeren Beschreibstoffes war, als vielmehr einen kommunikativen Mehrwert verfolgte, der über den Beschreibstoff vermittelt wurde. HENDRIK VAN HUIS untersucht am Beispiel der Stadtbücher Greifswalds und Hamburgs besonders langlebige Formen der Pergamentverwendung trotz eines relativ frühen Papiereinsatzes. HEIKE HAWICKS geht ebenfalls in einer Fallstudie aus dem Stadtarchiv Duisburg und dem Universitätsarchiv Heidelberg dem situativen Pergament- und Papiergebrauch nach. PAUL NEEDHAM stellt die Frage, wie gut aus Papier hergestellte Codices des 15. Jahrhunderts erhalten sind und welche Arten von Büchern jeweils auf Papier oder Pergament gedruckt wurden. BIRGT KATA führt in ihrem Beitrag schließlich in die Überlieferung von Papier und Pappe in archäologischen Funden am Beispiel bauarchäologischer Untersuchungen in Kempten. Zu Recht betont sie, dass alleine aus

archäologischen Funden Einblicke in alltäglichen Gebrauch von Papier und Pappe gewonnen werden können, da sich nur hier Produkte finden, die weder für das Archiv noch die Bibliothek interessant waren. Von besonderer Bedeutung seien archäologische Bergungen in Gebäuden, da „aus den Verfüllungen von Zwischenböden, Gewölbezwickeln, Gerüstlöchern oder Dämmschichten auch Funde aus Papier, Pappe oder Pergament zum Vorschein kommen“ können (S. 277). Die Bedeutung dieser „Fehlbodenfunde“ wie der Bauarchäologie sei allerdings gemeinhin weit unterschätzt. Lediglich in Tirol habe sich diese Form der Forschung mittlerweile fest etabliert. Unter der Leitung von Harald Stadler wurde seit dem wichtigen Fehlbodenfund auf Schloss Tirol in den 1990er-Jahren eine eigene Forschungsgruppe für solche Funde eingerichtet. Auch wenn die Papiere durch Nagetierfraß in kleinste Teile zerlegt worden waren, konnten wichtige Erkenntnisse für die frühe Verwendung von Papier in der fürstlichen Kanzlei des 13. Jahrhunderts gewonnen werden, die Hannes Obermair 1998 vorlegte. Ein weiterer bemerkenswerter Fundkomplex wurde auf Burg Lengberg geborgen, wobei die Publikation dieser Funde in einer eigenen Schriftenreihe erfolgt (Nearchos Beihefte = Lengberger Studien zur Mittelalterarchäologie) (S. 279–280).

CLAUDIA MÄRTL fasst abschließend die Ergebnisse zusammen und spricht der Forschungsfrage nicht zuletzt in interdisziplinärer Perspektive großes Potential zu. Ihr Beitrag schließt mit der Beobachtung, dass die Auswertung der Haushaltsrechnungen Pius' II. Ankäufe von Papier und Pergament für unterschiedliche Zwecke und nicht nur zum Schreiben dokumentiere. Während Pergamentblätter auch zum Verschließen von Konfektbehältern dienten, benötigte der Papst ganz profan Toilettenpapier und Papier für Küchenzwecke (S. 312). Abstracts, Autorenverzeichnis und ein Namenregister beschließen die Darstellungen. Insgesamt bietet der vorliegende Tagungsband einen sehr guten Überblick über Herstellung und Gebrauch des Papiers sowie dessen Beziehung zum Pergament und die kommunikativen Mehrwerte, die Beschreibstoffe eröffnen. Nicht zuletzt aufgrund des Praxisbezugs und der breiten thematischen und disziplinären Herangehensweise liegt hier ein äußerst informativer und zugleich kurzweiliger Band vor, der das Potential der Erforschung materialer Textkulturen am griffigen Beispiel des Papiers überzeugend darlegt.

CHRISTINA ANTENHOFER, Innsbruck

Verona ↔ Tirol. Kunst und Wirtschaft am Brennerweg bis 1516, hg. von der Stiftung Bozner Schlösser (Runkelsteiner Schriften zur Kulturgeschichte 7), Athesia, Bozen 2015. ISBN 978-88-6839-093-8, 345 S. mit zahlr. Farbabb.

Beim vorliegenden Band handelt es sich um einen der beiden Begleitbände zur gleichnamigen Ausstellung, die vom 1. April bis 1. November 2015 auf Schloss Runkelstein zu sehen war und sich dem traditionsreichen Thema der Beziehungen zwischen Nord und Süd entlang der Brennerstrecke widmete. Als Eckdaten gelten für das frühe Mittelalter das Jahr 899, als die Einfälle der Magyaren in Oberitalien einsetzten, was zur Verlagerung des Verkehrsschwerpunktes von der antiken römischen Via Claudia Augusta, die über den Reschen führte, auf den Brennerweg beitrug. Dieser sollte zur wichtigsten Nord-Süd-Verbindung des Mittelalters avancieren und insbesondere in seiner Funktion als Straße, auf der die deutschen Könige zur Krönung nach Rom zogen, zur „Kaiserstraße“ werden (S. 6). Verona stellte mit seinen starken Befesti-

gungen Ausgangs- und Ankunftspunkt der neuen Nord-Süd-Verbindung dar, die bis nach Hall in Tirol durch befestigte Stützpunkte gesichert und zur wichtigsten Straße über die Alpen ausgebaut wurde (S. 7). Den zweiten Eckpunkt bildet das Jahr 1516, als Kaiser Maximilian I. Verona an die Republik Venedig verlor. Während sich Band 8 der Runkelsteiner Schriften zur Kulturgeschichte dem Veroneser Währungsraum im Zeitraum vom beginnenden 10. Jahrhundert bis 1516 widmet, stellt der hier zu besprechende Band die künstlerischen und wirtschaftlichen Austauschprozesse in das Zentrum der Betrachtung, die sich entlang der Brennerroute entfalteten und das Gebiet des historischen Tirol zu einer „kulturelle[n] Schnittstelle zwischen Nord- und Südeuropa“ (S. 317), einem Kulturraum von „europäischer und anhaltender Bedeutung“ werden ließen.

Den Auftakt des Bandes bildet der Überblicksbeitrag von MARK MERSIOWSKY zu den Ungarnzügen im frühmittelalterlichen Alpenraum. Das Schreckbild der Ungarn wird anhand der neuen Erkenntnisse zur Ethnogenese historisch verortet und zugleich entzerrt: Die legendäre Beutegier der Ungarn erweist sich demnach als „Strukturmerkmal der Ökonomie von Steppenvölkern“ (S. 21). Die Analyse zweier Heiligenviten, die die Reaktionen auf die Ungarneinfälle in Westfalen und St. Gallen dokumentieren, dient dem Autor als Vergleichsbeispiel, um die Mechanismen der Ungarnzüge aufzuzeigen, da entsprechende Quellen für den Alpenraum fehlen. Archäologische Spuren in Form von Fluchtburgen lassen jedoch auf (ähnliche) Reaktionen auf Ungarneinfälle im Tiroler Raum schließen. Diese Spuren werden im Beitrag von HARALD STADLER am Beispiel des Kiechlbergs in Thaur ausführlich dokumentiert. Insbesondere werden die seltenen karolingischen und ottonischen Funde in Tirol im Detail vorgestellt. Als Forschungsdesiderat formuliert Stadler, auch die frühen Anlagen in Formigar/Sigmundskron, Säben/Brixen, Castelfeder und der Sonnenburg bei St. Lorenzen in die weiteren Untersuchungen einzubeziehen (S. 130). WALTER LANDI widmet seinen Beitrag den wechselvollen Geschehnissen der sogenannten „Nationalkönige“ von Italien vom ausgehenden 9. bis zum beginnenden 11. Jahrhundert. Der zweite Abschnitt gilt der Situation der Mark Trient in dieser Zeit in ihrer Positionierung zwischen *Regnum Italiae* und *Regnum Teutonicum*, während der dritte Abschnitt den Grenzverlauf zwischen diesen beiden *Regna* im 10. Jahrhundert zu rekonstruieren versucht. Eine Schlüsselrolle spricht der Autor der Burganlage Formigar und der Klause Bozen zu.

JOSEF RIEDMANN leitet mit seiner Abhandlung über zum Kern des Bandes: die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Nord und Süd, die besonders im späten Mittelalter zu intensiven Austauschbeziehungen dieser „Nachbarschaft“ führten. Riedmann skizziert die vielfältigen Kontakte zwischen Verona und Tirol auf der Ebene der Fürsten und des Adels und unternimmt eine Spurensuche nach den Zuwanderern mit Blick auf die „einfachen“ Leute, wo sich gleichfalls vielfältige Verflechtungen abbilden. In der politischen Geschichte stellt die Zeit der Skaliger im späten 13. und 14. Jahrhundert einen Höhepunkt an Vernetzung dar, während sich im 15. Jahrhundert mit Venedig die Art der Beziehung änderte, da dieses Alternativen zur Straße durch Tirol hatte. ARMIN TORGLER widmet seine Untersuchung dem Tuchhandel und der Textilverarbeitung in Tirol. Während im Land selbst graues Tuch hergestellt wurde, das für die Unterschicht bestimmt war, aber auch in den Handel gelangte, zeigt sich der Import vor allem in der Gestalt von farbigen Tuchen, die für die Eliten insbesondere aus Flandern, aber auch aus Italien importiert wurden. Eine zentrale Rolle spielte Venedig für

den Bezug von Seidenstoffen. Ab dem 14. Jahrhundert lassen sich Innovationen in der Schafzucht wie im Färberhandwerk, das auch in Tirol ansässig wurde, erkennen. EDOARDO DEMO liefert mit seiner Darstellung zu den Veroneser Händlern auf den Bozner Messen des 15. und 16. Jahrhunderts eine Synopse, die aus seiner intensiven Behandlung des Themas schöpft und dichte Belege zur Rolle von Bozen als Brückenkopf zwischen Italien und Deutschland bietet. Veroneser Händler hatten dort Lager und Wohnhäuser, Bozen war ein wichtiger Wechselplatz und eine beeindruckende Anzahl an Händlern frequentierte die Straßen. Dabei hatte sich Verona insbesondere auf den Verkauf von Seiden mittlerer Qualität spezialisiert. SIEGFRIED DE RACHEWILTZ führt mit seiner Abhandlung zu Fischspezialitäten aus Nord und Süd das Thema der Wirtschaftsbeziehungen weiter und geht dem Fischfang und der Fischzucht in Tirol nach. Wie archäologische Funde, aber auch Belege in den Rechnungsbüchern zeigen, war man im Mittelalter durchaus in der Lage, frischen Fisch über weitere Strecken zu importieren (S. 286). Aus dem Gardasee wurden vor allem *carpiones*, eine spezielle Forellenart, eingeführt. Importiert wurden daneben in eingelegter, gesalzener und getrockneter Form Heringe aus der Nordsee und aus dem Atlantik, ferner Stockfisch sowie Hausen (Störe), die über Norditalien und wohl auch Venedig bezogen wurden. Unklar ist, ob die Handelsrouten von gesalzener und getrocknetem Fisch durch Tirol weiter nach Italien führten, oder ob der Fisch umgekehrt von Venedig über Verona nach Bozen und Innsbruck gebracht wurde.

Zwei Beiträge beleuchten die vielfältigen künstlerischen Austauschprozesse, die den Raum zwischen Verona und Tirol zu einer Kunstregion von europäischer Bedeutung werden ließen. Mit Verweis auf die intensiven Beziehungen zwischen Verona und dem südlichen Tirol, die bereits das Hochmittelalter geprägt hatten, skizziert LEO ANDERGASSEN die reichen Einflüsse der Veroneser Kunst auf das südliche Tirol am Beispiel der Fresken des 14. Jahrhunderts. Verona kann dabei als „Kunstvehikel“ für die Malerei des Trecento im Bozner Raum angesehen werden, wie Andergassen anhand einer umfassenden Zusammenstellung der Fresken und ihrer Meister aufzeigen kann. MARCELLO BEATO schätzt in seinem abschließenden Beitrag die Bedeutung des Tiroler Raums als Kunstraum so hoch ein, dass eine Reise dorthin einer Italienreise gleichgestellt werden könne. So vertritt er die These, dass Dürers angebliche erste Italienreise von 1494/95 keineswegs nach Venedig, sondern vielmehr in den Tiroler Raum geführt habe und um 1500 zu datieren sei, wie er anhand der dabei entstandenen Landschaftsaquarelle aufzeigt. Tirol habe nicht nur als künstlerisch ansprechendes Land gelockt, sondern auch als wirtschaftlich starker Raum, der lukrative Aufträge versprach. Eine weitere Hypothese lässt die Landschaftsbilder in Zusammenhang mit der *Germania illustrata* des Humanisten Conrad Celtis sehen, der 1501 in Tirol weilte und den Dürer möglicherweise hatte treffen wollen.

Insgesamt legt die Stiftung Bozner Schlösser mit ihren Kuratoren, allen voran dem Präsidenten HELMUT RIZZOLLI, hier einen abwechslungsreichen Band vor, der die Nord-Süd-Beziehungen entlang des Brennerwegs aus vielen Perspektiven detail- und quellenreich beleuchtet. Einmal mehr zeigt dieser Band, wie produktiv und impulsgebend die Runkelsteiner Schriften sich mit Aspekten der Regionalgeschichte auseinandersetzen. Grundlegende Themen werden in willkommener Weise erweitert und vertieft und mit neuen Forschungsfragen kombiniert, wobei die reiche Bebilderung vielfältiges Anschauungsmaterial bietet.

CHRISTINA ANTENHOFER, Innsbruck

Wege zum illuminierten Buch. Herstellungsbedingungen für Buchmalerei in Mittelalter und früher Neuzeit, hg. von CHRISTINE BEIER / EVELYN THERESIA KUBINA. Böhlau Verlag, Wien/Köln/Weimar 2014. ISBN 978-3-205-79491-2, 298 S.

Der zu besprechende Band geht in seinen Beiträgen größtenteils auf ein Kolloquium zurück, das im Juni 2011 am Institut für Kunstgeschichte der Universität Wien abgehalten wurde. Von Veranstalterseite her war eine grundsätzliche kunsthistorische Schwerpunktsetzung vorgegeben. Diese entzieht sich jedoch in ihrer kulturhistorischen Ausrichtung nicht einem fachübergreifenden Interesse. Im Zentrum stehen Fragen der Buchproduktion im Mittelalter, der Bogen wird vom Hochmittelalter bis hin zu den ersten illuminierten Drucken gezogen. JOHANN KONRAD EBERLEIN untersucht das zwischen 1007 und 1012 entstandene Perikopenbuch Heinrichs II. (CLM 4452) und lenkt seine Forschungsfrage auf die Herstellungsweise der Miniaturen. Dabei entzieht sich der Autor einer Festlegung des Herstellungsortes und sieht das präziöse Produkt als Leistung nicht nur eines Meisters, sondern einer ganzen Organisation. Die Aufgaben waren auf Projektleitung, Bildkonzeption, Ausmalung und ideologische Vorgabe aufgeteilt, was sich grundsätzlich an allen mittelalterlichen Miniaturen beobachten lasse. ALISON STONES nimmt französische illuminierte Handschriften der Jahre 1260–1320 ins Visier ihrer Fragestellungen und beantwortet Fragen nach ihren Auftraggebern. KARL-GEORG PFÄNDTNER beleuchtet die Anziehungskraft der Universitäten als Fermentboden einer fluktuierenden Migration von Schreibern und Illuminatoren am Beispiel der Buchproduktion in Bologna, die gerade um 1300 durch die Ausbreitung ihres speziellen Stils eine internationale Dimension erreichte. SUSANNE RISCHPLER verdeutlicht anhand der 1472 angefertigten Verhörprotokolle des Illuminators Jehan Gillemer, der in Tours als politischer Spion und aufgrund mitgeführter Schriftamulette der Zauberei verdächtigt worden war, die mitunter gefährlich werdende berufliche Seite eines Buchmalers. Ein österreichisches Thema bearbeitet ARMAND TIF mit seinem Forschungsblick auf den Illuminator des Koloman-Antiphonar, das sich ursprünglich im Besitz des Propstes Koloman im Augustiner-Chorherrenstift St. Pölten befunden hatte. Der namentlich unbekannt Buchmaler arbeitete als reisender Illuminator um 1480 für diverse Chorherrenstifte im Donauraum, insgesamt sind 7 Handschriften und 15 Inkunabelbände aus der Zeit zwischen 1478 und 1482 erhalten, die sich nicht zuletzt über die kunstvoll gestalteten Ledereinbände zusammenlesen lassen. MICHAEL VICTOR SCHWARZ legt in seinem Beitrag „Ubi pictor ibi Roma. Local Colour and Modern Form in Stefaneschi's Codice di San Giorgio“ dar, wie sehr sich die Tradition der Sieneser Malerei auf das Repertoire des Illuminators im Pontifikat Bonifaz VIII. festgelegt hatte.

CARMEN ROB-SANTER beschäftigt sich mit der Trecento-Ausstattung des Visconti-Stundenbuchs, ein Schlüsselwerk lombardischer Buchmalerei, heute in der Biblioteca Nazionale Centrale di Firenze. Grundlegend bleibt die Frage nach der Aufgabenteilung und dem Anteil zwischen Giovannino de Grassi, seinem Sohn Salomone und dem Werkstattmitarbeiter Belbello.

KATHARINA HRANITZKY untersucht den zwischen 1470 und 1501 nachweisbaren Regensburger Buchmaler Berthold Furtmeyer und kann aufgrund neuer Zuschreibungen dessen Œuvre, in das mehrere Mitarbeiter eingebunden waren, wesentlich erweitern. Kooperationsmodelle in der spätmittelalterlichen Buchproduktion nimmt LIESELOTTE E. SAURMA-JELTSCH in den Blick und erläutert diese anhand der von

der Werkstatt Diebold Lauber und Hans Schilling 1459 erstellten Ms 305 in der Bibliothèque de la Ville in Colmar. CHRISTINE BEIER geht in ihrem Beitrag dem Skriptorium des Rookloosters im Zonienwald bei Brüssel nach, in das 1475 Hugo van der Goes eingetreten war. Die Initiale auf Abb. 12 zeigt offensichtlich den Autor der Handschrift, Bartholomäus Anglicus, als Franziskaner, ein klassisches Autorenbild. LILIAN ARMSTRONG präsentiert die langjährige Arbeit des in Padua ausgebildeten Buchmalers Benedetto Bordon und seine Beteiligung an der Produktion von Choralbüchern in Venedig um 1500. Bordon wird auch als Illuminator von Büchern in Betracht gezogen, die bei Lucantonio Giunta gedruckt worden waren, auch die Holzschnitte werden Bordons Werkstatt zugeschrieben. REGINA CERMANN untersucht am Beispiel des „Bellifortis“ von Konrad Kyeser, von dem sich eine Abschrift auch im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum in Innsbruck (FB 32009) befindet, wie Text und Bild der Erfindung des Autors entspringen und sich gegenseitig erschließen. CHRISTINE SAUER geht schließlich einer ikonographischen Fragestellung nach und untersucht die Handwerkerbilder in den Hausbüchern der Nürnberger Zwölfbrüderstiftungen im künstlerischen Kontext ihrer Entstehung. Diese sind keinesfalls als Porträts aufzufassen, da sie erst nach dem Tod der Pfleger- und Brudermeister angefertigt wurden und diese bei der Ausübung des Handwerks zeigen, das sie vor ihrem Dienst in den Armenstiftungen innehatten.

LEO ANDERGASSEN, Schloss Tirol

JOHANN KRONBICHLER, **Die barocken Zeichnungen der Hofburg Brixen** (Veröffentlichungen der Hofburg Brixen 3). Hofburg Brixen, Brixen 2015. ISBN 978-88-88570-28-0, 240 S. mit zahlr. Farbabb.

Auf 208 Nummern beläuft sich der Bestand der barockzeitlichen Zeichnungen in der Brixner Hofburg. Es ist ein durchaus dissonanter Bestand, der nicht als Ergebnis einer gezielten Sammeltätigkeit bezeichnet werden kann, sondern als eine Art Zufallsprodukt, dessen diverse Provenienzen noch ungenügend erforscht sind. Zum einen verblieben doch einige Zeichnungen im Bestand der Bischofsresidenz und gelangten so in die Bestände des 1901 gegründeten Diözesanmuseums, nachdem Karl Wolfsgruber 1976 das einstmals im Domherrenhof am Kreuzgang gelagerte Museum in die Hofburg übersiedelte. Hervorzuheben ist die Überlassung von Zeichnungsmaterial durch Albrecht Steiner von Felsburg, das gewiss auch barocke Zeichnungen enthielt, hier aber nicht inhaltlich katalogisiert wurde. Zu den mit Sicherheit aus der Hofburg stammenden Objekten gehört die Skizze des Habsburgerstammbaums, ein „Rotulus“ von 11 Metern Länge, die Hans Reichle zur Anfertigung der Terrakottaskulpturen 1596 vorgelegt worden war. Die Zeichnungen, die sich schwerpunktmäßig ikonographisch auf Terzios Habsburgerserie zurückverfolgen lassen, blieben ohne Zuschreibung. Die Planrolle war erst vor wenigen Jahren plötzlich aufgetaucht, nachdem sie zuvor lange Jahre in den Kunstsammlungen des Fürstbischöflichen Knabenseminars Vincentinum gelagert worden war und als studentisches Anschauungsmaterial in der sogenannten Daktyliothek (eigentlich Sammlung von Gemmen und Siegelringen!) zur Verfügung stand.

Unter wenigen Blättern des 17. Jahrhunderts verweisen zwei Graphiken aus dem Candid-Umkreis, die dem Münchner Hans Käppler zugeschrieben werden konnten,

auf Wandteppiche in der Münchner Residenz (Kat. 2, 3). Wiederum in Zusammenhang mit Ausstattungskonzepten in der Brixner Hofburg dürften die Zeichnungen von Melchior Steidl zu sehen sein, der den Theatersaal im Osttrakt der Bischofsburg dekorierte (Kat. 7, 8). Als Teilentwurf (Variante) für die Vierungskuppel von St. Florian konnte eine weitere Zeichnung erkannt werden (Kat. 9), die nach Vorlagen von Dorignys entstand.

Einen kompakten Bestand bilden Zeichnungen nach Antonio Balestra (Kat. 26–45), die als Übungsstücke aus seinem Schülerkreis anzusehen sind. Bei der Benennung des Heiligen (Kat. 44) ist Vorsicht angezeigt, da die Ikonographie nicht für Dominikus spricht, sondern für einen Kartäuserheiligen, bei Dominikus dürften Hündchen mit Flammenfackel, Stern und Lilie nicht fehlen.

Unter den Altarentwürfen ist Kat. 49 allerdings unschwer als Entwurf für den Hochaltar von St. Mauritius in Moritzing bei Gries zu erkennen. Die Zeichnung ist als Entwurf anzusehen und dem Stuckator und Altarbauer Hannibal Bittner zuzuschreiben. Bittner war beispielsweise auch als Stuckator bei der Barockisierung der Brixner Pfarrkirche beteiligt.

Kritisch wird der Umgang mit den sog. Troger-Zeichnungen (Kat. 59–61) angegangen, die sich ja auch in der vom Autor 2014 veröffentlichten Monographie finden. Die Mater Dolorosa, zweifelsohne ein Trogermotiv, fand Zuschreibung an den Trogerschüler Joseph Ignaz Milldorfer (Kat. 62), zwei Kapuzinerheilige (Kat. 64, 65) an Josef Kremer. Raritäten sind die beiden von Johann Michael Tribus signierten Blätter (Kat. 69, 70) nach Skulpturen von Philipp Jakob Prokop, wobei die Zeichnungen wohl als Entwurfskopien nach Johann Christian Wilhelm Beyer zu sehen sind, da ihre Zustände nicht die letztlich ausgeführten Varianten sichtbar machen. Einen besonderen Status haben Blätter aus der Hand von Matthäus Günther. Diesem dürfte auch das Blatt (Kat. 74) zuzuweisen sein, das als eine Entwurfszeichnung für das Deckenbild in der Gertraudenkapelle in Haslach zu sehen wäre, zumal die vorgeschlagene Nähe zu Johann Jakob Zeiller nach Trogers Aufnahme der hl. Elisabeth in den Himmel doch zu weit vom Original entfernt ist. Henrici dekorierte 1778 die Kapelle im Auftrag von Johann von Zenno zu Tannhausen. Aus dem ausgehenden 18. Jahrhundert gibt es eine Reihe von Blättern von Franz Caucig (Kat. 78, 79) und vor allem von Josef Schöpf, dessen römisches Skizzenbuch nach Motiven von Raffael, Giulio Romano und Perin del Vaga minutiös analysiert werden konnte (Kat. 80).

Die Katalognummern 81 bis 208 erfassen den restlichen Bestand, der nicht Gegenstand der Sonderausstellung 2015 war. Es ist das Verdienst Kronbichlers, für eine erste umfassende Erschließung gesorgt zu haben, wengleich die unterschiedliche Methodik einer einheitlichen Wirkung des Bestandskatalogs entgegensteht. Einige Ergänzungen seien hier angezeigt: Kat. 103: Die beiden Ordensheiligen sind als Ignatius von Loyola und Franz von Sales zu benennen. Kat. 106 ist als erste, später abgeänderte Entwurfszeichnung Günthers für die Wiltener Basilika (1754) zu erkennen; römische Soldaten entdecken das Gnadenbild „unter den vier Säulen“. Kat. 110v zeigt eine Ortsansicht von Kastelruth mit dem Kofel. Kat. 121 dürfte als Zeichnung des Kessler-Kreises zu sehen sein, das Motiv zeigt nicht den hl. Kassian, sondern das Grätewunder des hl. Blasius (Seitenaltar in der Johanneskirche am Brixner Kreuzgang).

OTMAR KOLLMANN, **Pius Zingerle. Orientalist aus dem Benediktinerstift Marienberg (1801–1881)**. Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2015. ISBN 978-3-7030-0836-8, 208 S. mit zahlr. Abb.

Die vorliegende Publikation enthält eine längst fällige Wieder-Entdeckung Pius Zingerles, der zu Lebzeiten – der 48-Jährige war bereits Thema eines ersten biographischen Lexikon-Artikels (Anm. 7, S. 13) – bekannt und gefeiert war. Kollmann weist auf die zahlreichen Würdigungen anlässlich seines 70. Geburtstags (u. a. erschien aus diesem Anlass ein von seinem Großneffen Oswald Zingerle zusammengestelltes gedrucktes Verzeichnis seiner bislang erschienenen Schriften, Anm. 55, S. 15) und auf eine noch größere Zahl von Nachrufen hin (Anm. 8–21, S. 13, aber auch die Kapitel 8.2, S. 86 ff., und 9, S. 97 ff.). Für den hohen Bekanntheitsgrad im 19. Jahrhundert spricht auch, dass die Verantwortlichen des vaterländischen Museumsvereins zu Innsbruck 1882 im gebürtigen Meraner „Sprachforscher“ einen jener zehn Tiroler sahen, die geeignet waren, auf der neugestalteten Fassade des Ferdinandeums mit ihren Porträtbüsten die Tiroler Literatur (die Reihe wird von Oswald von Wolkenstein angeführt) und Natur- wie Geisteswissenschaften zu repräsentieren.

Kollmann zeichnet in der ersten Hälfte seiner Arbeit (der erweiterten Fassung seiner am Institut für Alte Geschichte und Altorientalistik der Universität Innsbruck vorgelegten Diplomarbeit) die Biographie Zingerles nach: seinen Weg vom auf den Namen Jakob getauften Kaufmannssohn zum Gymnasiasten in Meran und Studenten der Philosophie und Theologie in Innsbruck (nachdem sein eigener Wunsch, Mediziner zu werden, aus finanziellen Gründen unerfüllt bleiben musste und er dem Ansinnen seiner Eltern, ein aller Existenzsorgen enthobener Apotheker in Meran zu werden, nicht nachkommen wollte), vom Marienberger Novizen und späteren Pater Pius zum Lehramtsprüfungskandidaten und Gymnasiallehrer, Priester und Seelsorger in Platt und St. Martin in Passeier und schließlich Direktor des von den Marienbergern geführten k. k. Gymnasiums in Meran. Und obschon er immer nebenbei – aber mit unglaublichem Ernst und unter großen Entbehnungen – syrische Sprachstudien betrieb, so waren doch seine Berufung nach Rom (1861/62) zum Professor der arabischen Sprache an der Universität „La Sapienza“, weiters seine Ernennung zum Consultor der „Congregatio de propaganda Fide pro negotiis ritus orientalis“ und in der Folge zum Scriptor an der Vatikanischen Bibliothek entscheidend für seine Weiterentwicklung als Wissenschaftler, auch wenn er sich in der Ewigen Stadt nicht wohl fühlte und sich nach Marienberg zurücksehnte, wo er – ab 1865 – in der Geborgenheit des Klosters weiterforschend, aber auch -arbeitend (so unterrichtete er, wenn Not am Lehrer war, erneut am Gymnasium in Meran die Fächer Deutsch, Italienisch oder Latein und betätigte sich als Lektor für das Alte Testament und orientalische Sprachen an der theologischen Hauslehranstalt des Stiftes) seinen Lebensabend verbringen konnte.

In Marienberg befinden sich heute noch seine Bibliothek und vor allem sein in einem Reisekoffer und einer Holzkiste verwahrter schriftlicher Nachlass, den Kollmann sichten und fürs Erste auswerten konnte: Insbesondere die umfangreiche erhaltene Korrespondenz (über 400 Briefe) mit namhaften Orientalisten der Zeit harret noch einer eingehenden Beschäftigung. Zingerle selbst appellierte an die Nachwelt, die aufbewahrten Briefe nach seinem Tod nicht zu vernichten, „weil sie nicht ohne Interesse für [die] Wissenschaft“ seien. Man darf gespannt sein, welche neuen

Erkenntnisse zur Geschichte des Faches Orientalistik sie enthalten, denn in der vorliegenden Publikation konnte Kollmann nur auf ausgewählte Beispiele hinweisen.

Die zweite Hälfte der Publikation widmet sich ausschließlich dem von der Fachwelt anerkannten Orientalisten Zingerle, der selbst zeitlebens nie im Orient weilte. Auch der Unterricht in den orientalischen Sprachen, den der angehende Theologe in Innsbruck durch die Lehrer Andreas Benedikt Feilmoser und Jakob Probst erhielt, ging über eine erste Einführung nicht hinaus. Er hat diese erworbenen Grundlagen autodidaktisch während seiner Zeit als Novize in Marienberg vertieft, wobei er sich – ehe er in der Abgeschiedenheit von Platt in Passeier erste eigene Übersetzungsversuche unternahm – durch die Methode des Abschreibens von Lehrbüchern wie Grammatiken oder das handschriftliche Erstellen von Wörterverzeichnissen sein Wissen aneignete. Eigene Übertragungen, vor allem aus dem Syrischen, aber auch dem Arabischen, Persischen und Armenischen verglich er zunächst mit bereits vorliegenden, z. B. von Hammer-Purgstall. Dessen wissenschaftliche Leistungen beurteilte er, obgleich er mit ihm im Briefwechsel stand, kritisch. So kritisch, dass sich Zingerle nicht sicher war, ob Jakob Philipp Fallmerayer sein Lob auf Hammers Hafis-Übersetzung (einer wichtigen Grundlage für Goethes West-östlichen Divan) ernst oder vielleicht doch nur ironisch gemeint habe (Anm. 505, S. 146).

Zingerle war eine selbstbewusste Forscherpersönlichkeit, aber ein äußerst bescheidener Mensch, der sich über die zahlreichen Ehrungen und Anerkennungen zwar freute (vgl. die in Kap. 10, S. 101 ff., zusammengestellte Liste der Ehrungen von und Mitgliedschaften in gelehrten Gesellschaften), sie jedoch für entbehrlich hielt. Charakteristisch ist seine Tagebucheintragung anlässlich seiner Ernennung zum Ritter des Franz Joseph-Ordens 1862: „Hätt’ ich auch nur 50 fl. Remuneration bekommen, so hätt’ ich mir wenigstens ein Buch kaufen können. Wozu ein leerer Titel?“ (S. 76 f.)

Gemäß der Zielsetzung der Publikation, Zingerle als Orientalisten vorzustellen, hat Kollmann das Schriftenverzeichnis zweigeteilt: in „Orientalia“ (chronologisch geordnet; S. 157–164) und „übrige Schriften“, unter denen die Beiträge theologischen Inhalts überwiegen. Freilich behandelt auch ein Großteil der „Orientalia“ theologische Fragestellungen (z. B. seine in sechs Bänden zwischen 1830 und 1837 erschienenen „Ausgewählten Schriften des heiligen Kirchenvaters Ephräm“ oder seine Monographie „Leben und Wirken des heiligen Simeon Stylites“, 1855). Zwischen diese beiden Werkverzeichnisse eingefügt hat Kollmann die Sammlung der von Zingerle für den „Kaiserl. Königl. Privilegirte(n) Bothe(n) von und für Tirol und Vorarlberg“ und den „Allgemeine(n) National-Kalender für Tirol und Vorarlberg“ übersetzten Spruchdichtungen aus dem Arabischen und Persischen (S. 165–173). U. a. finden sich hier (zweimal!) aus dem Arabischen übersetzte Gedanken zum „Werth der schönen Wissenschaften“: „[...] Die Wissenschaften sind im Reichthum Zierde, | Und in der Noth ein Schatz, | Und Unterstützung bei Gewalt; im Kreise | Gelehrter ein Gefährt; | In Einsamkeit ein tröstender Genosse, | Zerriss’ner Herzen Arzt, | Beheber der erstorbenen Gemüther, | Geschwächter Augen Kraft; | Und alle, die nach irgend etwas streben, | Erlangen es durch sie.“ – Zingerle, Beda Weber und Albert Jäger – das sogenannte Marienberger Kleeblatt benedikтинischer Gelehrsamkeit – wussten auf ihre jeweils eigene Weise um den Wert der Wissenschaft. Zingerle gelang es von diesen dreien am konsequentesten, Gelehrten- wie Mönchsdasein innerhalb des Stiftes Marienberg zu leben.

Auch Kollmanns Publikation ist das Ergebnis eines Sowohl-als-auch-Daseins: Als ausgebildeter Klassischer Philologe und Germanist arbeitet er als Lehrer am Humanistischen Gymnasium „Beda Weber“ in Meran (dem einst Zingerle als Direktor vorstand); für seine Zingerle-Forschungen wie für seine altorientalischen Studien muss(te) die schulfreie Sommerferien-Zeit erhalten. Seine fachlichen Qualifikationen machen ihn jedoch zum geeigneten Bearbeiter des Nachlasses von Pius Zingerle. Mit dem vorliegenden, reich bebilderten Buch setzt er dem Vermittler orientalischer Literatur im Okzident postum ein Denkmal, finanziell gefördert durch die Abtei Marienberg, das Südtiroler Kulturinstitut und das Amt für Kultur der Südtiroler Landesregierung.

ELLEN HASTABA, Innsbruck

NINA STAINER, **Anna Stainer-Knittel, Malerin.** Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2015. ISBN 978-3-7030-0888-7, 96 S. mit zahlr. Farb- und Schwarzweißabb.

Anna Stainer-Knittel, geboren 1841 in Elbigenalp im Tiroler Lechtal als zweites von vier Kindern, ist vor allem als „Geier-Wally“ berühmt geworden und im Gedächtnis geblieben. Diese Figur beruhte auf dem Umstand, dass Anna als junges Mädchen zweimal einen Adlerhorst ausnahm, ein schwieriges Unterfangen, vor dem selbst Männer und junge Burschen Respekt hatten (S. 26 ff.). Auf Annas eigener schriftlicher Aufzeichnung der Episode fußte die Erzählung „Das Annele im Adlerhorst“, die der Schriftsteller Ludwig Steub 1863 verfasste. Zur Kunstfigur überhöht wurde diese im Roman „Die Geier-Wally“ (1875) der Wilhelmine von Hillern, der vom Gemälde inspiriert war, das Anna Knittel über die Episode malte. Später wurde die Geschichte auch mehrfach verfilmt. Weniger bekannt ist das Leben der realen Anna, das meist lediglich auf die Adlerhorst-Episode reduziert wird.

Anlässlich des 100. Todestages stellte ihre Ur-Ur-Enkelin, Nina Stainer, diese kleine Biographie zusammen, die zum Großteil auf Aufzeichnungen fußt, die Anna mit etwa siebzig Jahren für ihre Familie verfasste. Ergänzt werden die Aufzeichnungen durch Briefe sowie zahlreiche Illustrationen, welche die Lebensstationen der Tiroler Malerin veranschaulichen und Einblicke in die Lebensrealitäten des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts erlauben. Das Talent der zeichnerisch begabten Anna wurde bereits früh entdeckt und gefördert, sodass sie als eine der ersten Frauen 1859–1861 die Vorschule der Münchener Kunstakademie besuchte. In den folgenden Jahren übersiedelte sie nach Innsbruck und heiratete den „Formator“ von Gipsfiguren Engelbert Stainer, mit dem sie vier Kinder hatte. Annas Aufzeichnungen schildern nun insbesondere den harten Alltag zweier Künstler in Innsbruck. Anna spezialisierte sich zunächst auf Portraitaufträge und in der Folge zusehends auf Landschaftsmalerei. 1873 nahm sie an der Weltausstellung in Wien teil, wo ihr Bild „aufgrund der großen Anzahl an Einsendungen“ im Sektor „Frauenarbeiten“ beinahe unterging (S. 69). Dieser Umstand dokumentiert nicht zuletzt den bedeutenden Anteil der Frauen unter den Künstlern der Zeit. Annas Bild wurde letztlich in der Schau einer Wiener Kunsthandlung im Künstlerhaus ausgestellt und nach England verkauft, was der kleinen Innsbrucker Künstlerfamilie vor allem dringend nötige Einnahmen bescherte. So waren es auch ökonomische Überlegungen, die dazu führten, dass Anna sich zusehends auf Blumenmalereien spezialisierte, mit denen sie

Alabastergegenstände verzierte, die sie mit ihrem Mann im eigenen Geschäft verkaufte und die besseren Absatz fanden.

Annas Aufzeichnungen stellen ein bemerkenswertes Selbstzeugnis dar. Durchwegs blickt daraus das Bild einer resoluten und humorigen Frau, die sich als erfolgreiche Künstlerin und Geschäftsfrau zu behaupten wusste und gekonnt mit dem romantischen Bild des Tiroler Naturkindes spielte. Unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten ist es zwar bedauerlich, dass die Autobiographie nur in Auszügen abgedruckt wird. Für ein breites Publikum präsentiert sich die Mischung aus Biographie und Quellauszügen jedoch sehr ansprechend. Nicht zuletzt aufgrund des gelungenen Layouts und der zahlreichen Illustrationen liegt hier ein regelrechtes Kleinod in Buchform vor, das mit Sicherheit auf breites Interesse stoßen wird.

CHRISTINA ANTENHOFER, Innsbruck

WILFRIED SCHABUS, Pozuzo. Auswanderer aus Tirol und Deutschland am Rande Amazoniens in Peru. Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2016. ISBN 978-3-7030-0890-0, 448 S. mit zahlr. Farb- und Schwarzweißabb.

Bittere Armut und mangelnde wirtschaftliche Perspektiven brachten in den Jahren 1857 und 1868 hunderte Tiroler und Rheinländer dazu, ihre Heimat zu verlassen und ihr Glück im peruanischen Pozuzo zu suchen, am zehnten südlichen Breitengrad gelegen, heute von Lima aus auf insgesamt 420 km langen Straßen zu erreichen. Damian Freiherr von Schütz zu Holzhausen, den man heute wohl als „Schlepper“ bezeichnen würde, hatte ihnen das Siedlungsgebiet im fernen Südamerika in den leuchtendsten Farben geschildert, ohne selbst jemals am Pozuzo gewesen zu sein.

Der Sprach- und Kulturforscher Wilfried Schabus setzt sich in auf wissenschaftliche Publikationen spezialisierten Universitätsverlag Wagner ausführlich mit Geschichte und Gegenwart Pozuzos auseinander, das in unmittelbarer Nachbarschaft des peruanischen Amazonien liegt. Auf der Grundlage jahrelanger, überaus intensiver Archiv- und Feldstudien legt er nunmehr einen bemerkenswerten, sehr umfangreichen Band vor, in dem in überaus fundierter Form über Beweggründe, Erlebnisse und Erfahrungen der Auswanderer berichtet und die aktuelle Situation der Nachkommen im Regenwald beleuchtet wird.

Für die erste Auswanderergruppe folgte nach dem Abschied von Tirol im März 1857 ein langer Leidensweg, angefangen von der wochenlangen Fahrt mit dem Frachter, der ansonsten Guano von Peru nach Europa transportierte, bis zur Ankunft in Pozuzo im Juli 1859, von peruanischen Zeitungen nunmehr als „Kolonie der Märtyrer“ betrauert. Denn der zugesagte Weg zur Kolonie war nicht fertiggestellt, die Auswanderer mussten diesen unter größten Mühen selbst anlegen.

Bezeichnenderweise mussten daher aus der zweiten Gruppe einige Mitglieder von ihrer Gemeinde zur Ausreise „überredet“ werden, von einigen Oberinntaler Dörfern ist sogar überliefert, dass sie die Kosten für die Reise übernahmen, damit ihnen die Betroffenen nicht dauerhaft im Rahmen der Armenversorgung zur Last fielen.

Die Publikation ist für den an der Tiroler Migrations-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte interessierten Leser genauso eine Pflichtlektüre wie für den Tirolensammler. Sie enthält nicht nur die Namenslisten der Pioniere, biographische Angaben zu den wichtigsten handelnden Personen, sondern vor allem auch umfangreiche An-

gaben zu Ortsbild, Kulinarik, Handwerk und Bekleidung. Besonders interessant sind die Ausführungen zu den sprachlichen Verhältnissen in Pozuzo; das Tirolès ist durch Zuwanderung stark zurückgedrängt worden, wenn auch zwischen den Pozucinern und den Herkunftsländern heute durchaus vielfältige Beziehungen bestehen.

ROMAN SPISS, Innsbruck

SANDRA HUPFAUF, **Die Lieder der Geschwister Rainer und „Rainer Family“ aus dem Zillertal (1822–1843). Untersuchungen zur Popularisierung von Tiroler Liedern in Deutschland, England und Amerika.** Ergänzt, redigiert und herausgegeben von THOMAS NUSSBAUMER (Schriften zur musikalischen Ethnologie 5). Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2016. ISBN 978-3-7030-0882-5, 246 S. mit zahlr. Tabellen und Abb.

Der hier vorzustellende Band ist das Ergebnis eines umfangreichen Forschungsprojektes, das vom Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) und vom Tiroler Wissenschaftsfonds (TWF) gemeinsam finanziert worden ist. In der vorliegenden Arbeit untersucht die Autorin die Wirkungsgeschichte der beiden Rainer-Familien aus Fügen im Zillertal im Zeitraum 1822–1843 und geht dabei den Geschwistern Rainer und der „Rainer Family“ sowie ihrem Repertoire an vermeintlich genuinen Tiroler Liedern nach, das sie berühmt machte. Behandelt wird das Repertoire der Rainers in Deutschland, England und in Amerika. Die Veränderungen im Repertoire werden anhand einer Vielzahl von Theaterzetteln, Zeitungsberichten und -beilagen sowie Programmen und Notendruckten dokumentiert. Sie lassen gut erkennen, wie die Lieder dem Publikumsgeschmack des jeweiligen Auftrittlandes angepasst wurden.

Die Einleitung gibt einen kurzen Überblick zu „Tirolerlied“ und „Salontirolerlied“ aus Sicht der historischen und aktuellen Volksliedforschung sowie zum Stand der Forschung zu Tiroler Sängerfamilien. Es folgt ein Überblick zu den Anfängen 1822, dem Beginn der Konzerttätigkeit 1824 und den Konzertreisen der Geschwister Rainer (Maria, Franz, Felix, Joseph und später auch Anton) 1825 in Deutschland bis zu ihren Englandreisen. Das nächste Unterkapitel beschreibt das „Werden“ der „Rainer Family“ und ihre Konzerttätigkeit, die sie in wechselnder Besetzung bis nach Amerika, Paris und St. Petersburg geführt hat.

Das zweite Kapitel behandelt das Repertoire der Geschwister Rainer („Rainer Family“) vor 1827 sowie den Beginn und den Weg der Professionalisierung. Kurz beleuchtet werden die „Qualität des Gesanges“, die verschiedenen Auftrittsorte und die beliebtesten Lieder, zu denen auch Bühnenlieder gehörten, die die Volkslieder ablösten. Die Wahrnehmung der Sängerfamilie durch Publikum und Berichterstattung festigt schon vor 1827 das Klischee des lustigen, heiteren, „naturnahen, treuherzigen, anspruchslosen“ und „drolligen“ Tirolers, von den Rainers selbst bewusst in Kauf genommen und durch ihre Lieder und ihr Auftreten in „Tracht“ unterstrichen. Vor dem Hintergrund des aufkommenden Nationalismus wird auch der Rolle der „Nation“ in der Musik nachgegangen. Die Faszination für Andreas Hofer und den Tiroler Aufstand 1809 fand ihren Niederschlag in „Tiroler Musik“ bzw. „Tiroler Liedern“ wie z. B. dem ersten politischen Lied im Repertoire der Rainer, „Der Tyroler Landsturm“ von Max Johann Seidel.

Kapitel drei befasst sich mit den Reisen der Geschwister Rainer („Rainer Family“) nach Großbritannien 1827–1828 und 1829–1831 sowie 1837 und der Entstehung der „Tyrolese Melodies“. „Der Schweizerbue“ (Abb. S. 88–89) fand sogar in die traditionelle irische und schottische „Fiddle Music“ Eingang. Im Gegensatz zu Amerika lässt sich in Großbritannien kein Einfluss der Rainer auf das englische Musikleben jener Zeit feststellen. Einzig und allein das Jodeln konnte sich als Attraktion halten. Wie erfolgreich die „Tyrolese Mistrels“ waren, zeigt die Tatsache, dass die USA auf den Londoner Erfolg der Rainer aufmerksam wurden (S. 138).

Das Repertoire der „Rainer Family“ („zweite Generation“ = Ludwig Rainer, Simon Holoaus, Margarethe Springer, Helene Rainer), die im November 1839 in Amerika ankommen, wird im vierten Kapitel untersucht. Der Großteil des Programms bestand aus deutschen Liedern, nicht so sehr aus alpenländischen. Die Frage, ob die Rainers das Lied „Stille Nacht“ nach Amerika brachten und wo sie es das erste Mal sangen, lässt sich anhand der Quellenlage nicht beantworten. Keine Hinweise gibt es für die Aufführung von Tänzen. Die Lieder werden hier nicht mehr wie in England als „urtümlich, wild, exotisch“ bezeichnet, sondern wie Kunstlieder angekündigt, was die Anpassung an Land und Publikum deutlich macht.

Das fünfte Kapitel thematisiert den Einfluss der „Rainer Family“ auf die frühe amerikanische Populärmusik wie z. B. die Minstrel Shows als erste eigentümliche amerikanische Form der Musikunterhaltung, die unter anderem von den Parodien auf Kosten der Sklaven lebte. Vorbildwirkung auf den Schulgesang und die Gesangspädagogik hatte der vierstimmige, homophone Gesang der Rainers, der auch die Entstehung zahlreicher Gesangsgruppen bewirkte. Aus der großen Anzahl der Nachfolger der „Rainer Family“ sticht die „Hutchinsons Family“ hervor, die sogar als „New Hampshire-Rainers“ bezeichnet wurde. Die enggesetzte Singweise mit der ersten Stimme als Über- und der zweiten Stimme als Hauptstimme, nach dem Vorbild der „Rainer Family“, wird als Anfang des homophonen A-cappella-Gesanges, des „Barbershop-Gesanges“, gesehen. Indirekt können die Rainers somit als Impulsgeber für die Entwicklung dieser Singart gesehen werden. Die Entstehung zahlreicher Gesangsgruppen ist auch Ausdruck der „Modewelle an ethnischer europäischer Musik“ (S. 209) und spiegelt die Sehnsucht und Suche nach eigener amerikanischer Identität ebenso wider wie das Bestreben, sich von den europäischen Ländern abzugrenzen.

Ein umfangreiches Verzeichnis der verwendeten Quellen und Literatur und die Auflistung der Liedincipits, Liedtitel sowie der Titel von Tänzen und Instrumentalstücken schließen die umfangreiche Untersuchung ab.

Klar zeichnet die Autorin die Anfänge der Professionalisierung der Sängerfamilie nach, beginnend mit dem Verkauf von Liedtexten, mit dem Einbau ihrer Lieder in die Stücke, wodurch die Sänger selbst zu Akteuren wurden. Für England wird anhand von Liedtextabdrucken die Glättung in den Übersetzungen „ungehobelter“ und „zweideutiger“ Texte durch den Verleger aufgezeigt, der damit der konservativen und vordergründig puritanischen Einstellung seiner englischen Landsleute Genüge tat. Inhaltlich entfernten sich die Übersetzungen zum Teil beträchtlich von den Originalen, und die Textunterlegung von Jodlern und Jodelsilben erwies sich als unerwartet schwierig. Plausibel wird erklärt, wie die langen, den Engländern unverständlichen Schnaderhüpfeln aus den Programmen verschwanden und die vielstrophigen Lieder durchwegs auf drei Strophen reduziert wurden, was sich für den Vortrag bei Konzerten als ideal erwies. Beeindruckend sind die Anzahl der zusammengetragenen Lied-

belege sowie die Quellenangaben bzw. ersten Nachweise zu den einzelnen Liedern. Da die Forschung zu Tiroler Sängerfamilien erst am Anfang steht, ist die vorliegende Publikation umso begrüßenswerter. Sie schließt eine Lücke in der Musikwissenschaft und in der Volksliedforschung zu einem Forschungsgegenstand, der lange vernachlässigt wurde.

BRIGITTE MANTINGER, Bozen

Kulturkampf in Tirol und in den Nachbarländern. Akten des Internationalen Kolloquiums des Tiroler Geschichtsvereins (Sektion Bozen) im Kolpinghaus Bozen, 9. November 2012, hg. von GUSTAV PFEIFER / JOSEF NÖSSING (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 37). Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2013. ISBN 978-3-7030-0844-3, 128 S.

Der Band umfasst die Verschriftlichung von sechs Beiträgen zum Symposium „Kulturkampf in Tirol und in den Nachbarländern“ (2012). Vier Beiträge widmen sich den Facetten des Kulturkampfes im Raum des historischen Tirol, zwei Texte betten die regionalen Kulturkämpfe in einen größeren Rahmen ein. Einig ist sich die Forschung heute offenbar darin, dass mit Kulturkampf bzw. Kulturkämpfen nicht nur lokale Phänomene gemeint sind; vielmehr geht es um eine gesamteuropäische Entwicklung in der „Neuverortung von Religion“ und insgesamt um das „liberale Projekt der Moderne“, das – wie Laurence Cole schreibt – ein langes Nachleben bis in die Zwischenkriegszeit im 20. Jahrhundert hatte. Konservative und Liberale lieferten sich Auseinandersetzungen um Themen wie Glaubenseinheit und Toleranz, die Hoheit über die Schulaufsicht, Krankenpflege, das Eherecht und andere traditionell der Kirche zugerechnete Bereiche, und generell um die Verbindung bzw. Trennung von Kirche und Staat.

Gerade im deutschsprachigen Raum scheint die Forschung über die Kulturkämpfe in den letzten Jahren sehr produktiv gewesen zu sein. Die Rückkoppelung regionaler Studien mit internationalen Analysen kann zu spannenden Einblicken führen, wenn etwa – wie im Beitrag von NINA KOGLER – Räume und Akteure näher betrachtet werden. Kogler kann Pauschalurteile, die bis dato nicht näher definierten Personengruppen wie Klerikern, Vereinen und Kirchenvolk übergestülpt wurden, relativieren. Das Selbstverständnis Tirols als katholisches oder gar heiliges Land und die Utopie eines monokonfessionellen Raums hebt sie als *invention of tradition* hervor, die ihre Wurzeln in der Zeit des Vormärz gehabt und im Zuge eines zweiten konfessionellen Zeitalters im 19. Jahrhundert zu den Kulturkämpfen geführt habe. (Fiktive) Räume beeinflussten Kleriker und Vereine und machten diese zu Multiplikatoren, die im Rahmen von Kult und Frömmigkeitspraxis auf die Bevölkerung wirkten. Die Verbindung von Religion und Politik führte mitunter dazu, dass politische Inhalte über religiöse Symbole und Narrative, etwa die Herz-Jesu-Verehrung, transportiert wurden. Als drei zentrale Agenden des Kulturkampfes hebt Kogler das Pressewesen (katholische Publizistik), die Solidarität gegenüber dem Papst und die Durchdringung des privaten und gesellschaftlichen Lebens mit katholischen Werten hervor. Auch ERIKA KUSTATSCHER tritt in ihrer Analyse einen Schritt hinter die Ereignisgeschichte der Kulturkämpfe zurück. Sie untersucht die Ausbildung der Theologen und somit das Substrat, das die Herausbildung kulturkämpferischer Mentalitäten erst ermöglichte.

Die Geistlichen bildeten einerseits ein Netzwerk, dessen sich die Kirche systematisch bediente, andererseits waren sie direkt an den Menschen und ihren (nicht nur spirituellen) Fragen dran. Die Autorin schenkt der durch Staat und Kirche legitimierten Rolle der Eltern besondere Aufmerksamkeit und thematisiert einen der wesentlichen Konfliktpunkte der Kulturkämpfe: das Abwägen der Zuständigkeit für die Erziehung zwischen Elternhaus, Kirche und Staat bzw. Gemeinwesen.

FLORIAN HUBER nimmt in seiner Studie über Nation und Religion im Trentiner „Intransigentismo“ den italienischsprachigen Teil Tirols unter die Lupe. Auf der Basis einer fundierten Kenntnis von Quellen und Forschungsstand zeigt er auf, dass mikrohistorische Analysen von Akteuren und Räumen notwendig sind, um ein komplexes Territorium wie das „Trentino“ zu verstehen, das sich im 19. Jahrhundert im Spannungsfeld zwischen Nationalismus und Patriotismus, Nationalstaat und Volksgruppe, Kirche und Katholizismus, und innerhalb der entsprechenden Diskurse über Zuordnung und Zugehörigkeit bewegte. Vorschnelle Kategorisierungen wären, so der Autor, unbedingt zu vermeiden. Eine „Trentiner Meistererzählung“ über gute italienische und nationale und schlechte prohabsburgische und antinationale „Trentiner“ wird im Beitrag überzeugend ausgehebelt. CARLO ROMEO problematisiert die Anwendung des Konzeptes Kulturkampf, das bisher fast ausschließlich auf den deutschsprachigen Raum bezogen wurde, auf das geeinte Italien. In einem chronologischen Abriss zeichnet er den Konflikt zwischen dem risorgimentalen Italien und der Kirche, zwischen der neuen nationalen Identität und dem Papst als weltlichem Herrscher nach, den es nicht nur in seinen Implikationen des Politischen, sondern auch des Kulturellen zu untersuchen gelte. Der Autor untersucht deshalb Mittel und Wege der katholischen Propaganda und der nationalen Publizistik, die auf eine Trennung von Kirche und Staat hinarbeiteten bzw. diese zu verhindern suchten.

Neben den Spannungen auf (über)regionaler Ebene pflanzten sich die „Kulturkämpfe“ auch in innerlokalen Konflikten fort. HANS HEISS zeigt am Beispiel der Stadt Bruneck, wie gerade die Städte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als „bürgerliche Experimentierräume und Konfliktzonen“ neue Wachstums- und Entwicklungsimpulse hervorbrachten, die sich in mancher Hinsicht antipodisch zu kirchlichen Räumen und Einrichtungen verhielten. Sie evozierten Konflikte, die sich auf private wie öffentliche (Medien-)Räume erstreckten. Durch Rituale wurde öffentlicher Raum besetzt, wobei die Grenze zwischen religiösem Kult und politischer Demonstration verschwamm. Feiern konnten bisweilen nationalen oder patriotischen Charakter annehmen und die Gesellschaft sowohl politisieren als auch polarisieren. In diese Kategorie passt auch der Domneubau in Linz, den LAURENCE COLE in seinem Beitrag über den Kulturkampf in Oberösterreich analysiert. Cole stellt die Frage nach einem „Krieg der Kulturen“ in der österreichischen Reichshälfte der Habsburgermonarchie, und zeichnet die Entwicklung der österreichischen Kulturkämpfe von ihren Anfängen in der Einrichtung einer Staatskirche und im Erlass der Toleranzpatente bis zum Abklingen durch die Schwächung des Liberalismus, sowie das Wiederaufflackern in einer zweiten Welle ab den 1890er-Jahren nach.

Der letzte Beitrag des Bandes stellt auch für mit dem Thema wenig Vertraute einen guten Überblick dar. Diese Hilfestellung ist notwendig, um sich im relativ komplexen Forschungsfeld orientieren zu können. Die Tatsache, dass der Begriff „Kulturkampf“ in allen Beiträgen hinter- und befragt wird, weist darauf hin, dass er (noch) keineswegs mit einer allgemein gültigen Definition aufwarten kann, und

dass selbst die Geschichtswissenschaften ihr Untersuchungsgebiet noch nicht genau abgesteckt haben. Das Wechseln zwischen Singular und Plural („Kulturkämpfe“) wie auch die Schwierigkeiten zeitlicher und räumlicher Eingrenzung sprechen für ein vielschichtiges Phänomen, das durch die Tagung und den vorliegenden Tagungsband genauer verortet werden sollte. Das Buch erweist sich als handliche und kompakte Übersicht über den Forschungsstand aus der Sicht einer regionalhistorisch fokussierten Gruppe von Historikerinnen und Historikern, die ihre Thesen deutlich in einem internationalen und überregional vergleichenden Forschungszusammenhang und einem breiten theoretischen Fundament verankert. Insofern ist es als Beitrag zu einer wissenschaftlichen Diskussion zu verstehen, die sich vermehrt von der positivistischen und mit der Landesgeschichte eng verknüpften Kirchengeschichtsschreibung distanziert und neue Perspektiven auf das „liberale Projekt der Moderne“ eröffnet, das gerade in Hinblick auf die Vermischung von Politik und Religion in Tirol noch keineswegs zu einem Abschluss gekommen ist.

ANDREAS OBERHOFER, Bruneck

Katastrophenjahre. Der Erste Weltkrieg und Tirol, hg. von Hermann J. W. KUPRIAN / Oswald ÜBEREGGER. Universitätsverlag Wagner, Innsbruck, 2014. ISBN 978-3-7030-0824-5, 592 S. mit zahlr. Abb.

Rechtzeitig zum hundertjährigen Gedenken an den Ausbruch des Ersten Weltkrieges haben HERMANN J. W. KUPRIAN und OSWALD ÜBEREGGER, beide ausgewiesene Historiker der Regionalgeschichte im Ersten Weltkrieg, ein Sammelwerk herausgebracht, dessen Bedeutung nicht hoch genug einzuschätzen ist. Es entstand nicht – wie oft anlässlich von Gedenkjahren – als Ad-hoc-Initiative, sondern fasst die seit rund zwanzig Jahren intensiv betriebene Forschung zu den Auswirkungen des Ersten Weltkrieges auf die Zivilgesellschaft Alttirols (also einschließlich des Trentino) mit beinahe allen ihren vielschichtigen und vielseitigen Aspekten und Themenfeldern in 26 präzisen, mit viel Hintergrundwissen verfassten Beiträgen zusammen (vgl. dazu auch den Forschungsüberblick von Richard Schober, Hundert Jahre Erster Weltkrieg. Die Reihe „Tirol im Ersten Weltkrieg“: Forschungsergebnisse, in: *Tiroler Heimat* 78 [2014] 159–217). Die Autoren repräsentieren alle drei Landesteile einschließlich Vorarlbergs; viele von ihnen – das ist besonders erfreulich – gehören der nachrückenden jüngeren Weltkriegshistorikergeneration an, die sich in den letzten Jahren herausgebildet hat.

Nach einem Einleitungskapitel der Herausgeber, in dem der Krieg als gesellschaftliche Grenz- und Gewalterfahrung aufgefasst und die Intention des Werkes dargelegt wird, eine „Gesamtdarstellung“ des Ersten Weltkrieges auf regionaler Ebene auf der Basis der intensiven Forschungen der letzten Jahrzehnte mit ihren verschiedenen inhaltlichen, theoretisch-methodischen und narrativen Perspektiven zu bieten, skizziert der Südtiroler Historiker HANS HEISS die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lebenswelten der sogenannten „Friedenszeit“ um die Jahrhundertwende quasi als Kontrapunkt zu den desaströsen Entwicklungen im Krieg.

OSWALD ÜBEREGGER widmet sich dem Thema „Illusionierung und Desillusionierung“, wobei er die beginnende Desillusionierung nicht wie bisher üblich erst 1917 ansetzt, sondern deren Einsetzen bereits in den ersten Wochen des Krieges feststellt. In der letzten Phase des Krieges führte diese Desillusionierung der Gesellschaft letzt-

endlich zur Radikalisierung. Dadurch wurden die alten politischen Eliten diskreditiert, womit eine zunehmende Distanz zum Kriegsstaat einherging.

Mit einem weiteren wichtigen gesellschaftspolitischen Thema, der Militarisierung der Gesellschaft, beschäftigt sich HERMANN J. W. KUPRIAN. Zuerst weist der Autor darauf hin, dass die Militarisierung infolge der schwierigen außen- und innenpolitischen Lage (Nationalitätenkonflikt) der Monarchie schon lange vor dem Krieg einsetzte bzw. rigorose Notverordnungen vorbereitet wurden. Diese Ausnahmeverfügungen wurden bereits im Juli 1914 umgesetzt, obwohl die Mobilisierung wider Erwarten reibungslos ablief. Nach dem „Intervento“ verschärfte sich die Situation infolge der damit verbundenen totalen Militarisierung durch militärische Übergriffe. Politik und Verwaltung traten gegen das Militär auf und wurden so – allerdings mit geringem Erfolg – quasi zu Anwälten der Zivilbevölkerung.

Danach folgt ein Block von Beiträgen mit sozialrelevanten Themen, die die Lage der Frauen sowie der Kinder und Jugendlichen im Krieg, die Ernährungslage und die Kriegsfürsorge zum Inhalt haben. Ein großes Verdienst der sogenannten „Neuen Militärgeschichte“ war und ist die Thematisierung der Rolle der Frau im Hinterland während des Krieges. GUNDA BARTH-SCALMANI präsentiert zunächst wesentliche demographische Daten der Tiroler Gesellschaft, um dann die Kriegserfahrungen von Frauen, dominiert von Hungerkrisen, Entsolidarisierung und Radikalisierung, zu analysieren. Signifikant erscheint die Beobachtung, dass der „totale Krieg“ die traditionelle Geschlechterordnung kurzfristig in Teilbereichen außer Kraft setzte, was allerdings mit Ende des Krieges sofort wieder rückgängig gemacht wurde.

HARTWIG MUSENBICHLER stellt in seinem Beitrag über „Kinder und Jugendliche“ die besondere Bedeutung, die der Kriegsstaat der Jugendwohlfahrt beimaß, fest, in die die Behörden, unterstützt von den bestehenden privaten Vereinen, zunehmend eingriffen. Der Autor begreift zu Recht die Kinder- und Jugendfürsorge als wesentlichen Teil der Alltags- und Mentalitätsgeschichte und widmet sich den Aspekten „Jugend und Krieg“, „Schule und Krieg“, „Kriegswaisen“, „nationale, politische und religiöse Erziehung“. Die Jugend wurde kompromisslos in den Dienst des Kriegsstaates gestellt. Vor allem zu Kriegsende stand nicht mehr die Not der Jugend, sondern der vermeintliche Sittenverfall im Fokus der Jugendpolitik, die zum Teil der propagandistischen Kriegsführung untergeordnet wurde.

„Ernährungslage und Hunger“ stehen im Fokus des Beitrags von MATTHIAS KÖNIG, der die bekannten Gründe für die im Laufe des Krieges immer virulenter werdende Hungerkrise in Tirol zusammenfasst: zu geringe Produktion der Landwirtschaft, mangelnde Zufuhr aus den Agrargebieten der Monarchie (insbesondere Ungarn), Organisationsmängel, militärische Requirierungen der im Lande stehenden Truppen, zusätzliche Versorgung einer großen Zahl von Flüchtlingen. Der Hunger im Lande verschärfte den Nationalitätenkonflikt, Konflikte mit dem Militär, Antisemitismus und Xenophobie.

Im Beitrag „Kriegsfürsorge“ von MATTHIAS EGGER und JOACHIM BÜRGSCHWENTER, wird zunächst der organisatorische Rahmen der zentralen und regionalen Kriegsfürsorgeeinrichtungen abgesteckt. Vor allem Letztere waren beinahe unüberschaubar, ermöglichten aber, indem sie eigentlich staatliche Aufgaben übernahmen, erst die Kriegsführung. Die Akteure der Kriegsfürsorge fühlten nach Auffassung der Autoren wohl auch eine gewisse humanitäre Verpflichtung, hatten aber primär staatspatriotische Überlegungen im Blick. Der Beitrag schließt mit konkreten exemplarischen Fürsorgeaktionen für Soldaten und Zivilbevölkerung.

ANGELIKA WILLIS behandelt in ihrem Beitrag „Arbeiterschaft und Kriegswirtschaft“ die generelle Militarisierung der Arbeitswelt im Rahmen der Ausnahmegesetzgebung für die Kriegswirtschaft, die zur Verelendung, Endsolidarisierung und Radikalisierung der Arbeiterschaft im Laufe des Krieges führte, wobei die katastrophale Ernährungslage eine besondere Rolle spielte. Abschließend gewährt die Autorin (deren Monographie zur Thematik unter dem Namen Angelika Mayr als Band 8 der Reihe Tirol im Ersten Weltkrieg erschien) einen Ausblick auf die Arbeits- und Sozialgesetzgebung am Beginn der Ersten Republik, die ohne die Kriegserfahrung zu diesem Zeitpunkt sicherlich noch nicht möglich gewesen wäre.

Der Beitrag von ELISABETH DIETRICH-DAUM, „Medizin und Gesundheit“, zeigt deutlich, wie sehr das zu wenig vorbereitete Gesundheitswesen im Krieg gefordert war. Allerdings standen auch hier die militärischen Erfordernisse im Vordergrund, d. h. die Wiederherstellung der Kampfkraft des Kollektivs der „Truppe“ war der Zivilbevölkerung und den einzelnen Soldaten übergeordnet. Dietrich-Daum stellt dem Sanitätswesen der k. u. k. Armee ein äußerst schlechtes Zeugnis aus: Deren Ausfälle durch Krankheit waren doppelt so hoch wie in der deutschen und machten das Dreifache im Vergleich zur französischen Armee aus. Die Autorin relativiert schließlich den oftmals behaupteten medizinischen Erkenntnisgewinn im Krieg, der zumindest, was die Chirurgie betrifft, wohl evident sein dürfte.

HERMANN J. W. KUPRIAN thematisiert in seinem Beitrag „Zwangsmigration“ die durch den Weltkrieg ausgelösten Massenwanderungen von flüchtenden, vertriebenen, evakuierten und deportierten Zivilisten, die gerade im Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn den gesellschaftlichen und staatlichen Desintegrationsprozess besonders förderten. Dieser erfasste mit dem Kriegseintritt Italiens auch die Alpenländer und damit das Kronland Tirol-Vorarlberg. Tirol war von der bereits in den ersten Kriegsmonaten eingetretenen enormen Flüchtlingswelle aus Galizien und der Bukowina kaum betroffen. Dies änderte sich aber schlagartig mit dem „Intervento“. Beinahe 100.000 Menschen wurden im ersten Kriegsjahr aus dem Trentino sowie dem übrigen Etappenraum der Südwestfront evakuiert und überwiegend aus militärisch-sicherheitspolitischen Gründen ins Innere der Monarchie verbracht. Im Lande selbst wurden hauptsächlich Kriegsgefangene, aber auch Kriegsflüchtlinge zur Zwangsarbeit herangezogen. Ab 1916 wurde den italienischen Evakuierten unter bestimmten Bedingungen die Rückkehr nach Tirol erlaubt.

Nach einigen Bemerkungen über den Kampf der Kirche in der Vorkriegsgesellschaft um religiöse Sinnstiftung gegen moderne Strömungen wie Sozialismus und Liberalismus greift Brigitte STRAUSS zentrale Themen zum vielschichtigen Komplex „Kirche und Religiosität“ im Krieg heraus: Augusterlebnis der Kirche, kirchliche Propaganda, Volksfrömmigkeit, Religiosität der Soldaten und die Rolle der Seelsorger. Der Desillusionierungsprozess, der im Laufe des Krieges in der Tiroler Gesellschaft zunahm, vollzog sich auch innerhalb der Kirche. Zunehmend verlor diese die Deutungsmacht über den Krieg als Strafgericht Gottes und wurde als Unterstützerin des habsburgischen Kriegsabsolutismus in Zweifel gezogen. Am sinnfälligsten zeigte sich die kirchliche Unterstützung des Kriegsstaates in der lange mehr oder weniger passiven Haltung gegenüber den die Bevölkerung irritierenden Glockenabnahmen. Mit dem zunehmenden Verlust der Autorität der Kirche ging auch ihre staatsertreuende Wirkung mehr und mehr verloren. Die Unsicherheit im Krieg verstärkte zwar die Religiosität der Soldaten, das oftmals geringe Verständnis der Vorgesetzten und

gezielte Schikanen verursachten aber tiefgreifenden Unmut. Auch die Priester konnten im Verlauf des Krieges immer weniger gegen sich verbreitende Glaubenszweifel ankommen. Durch ihren Einsatz in der Kriegsfürsorge vermochten die Priester dennoch einigermaßen ihre Autorität über das Kriegsende hinwegzureretten.

Es folgt ein Themenkomplex, der unter dem Überbegriff „Popularisierung des Krieges“ zusammengefasst werden kann und Presse, Propaganda, Literatur und visuelle Künste im Krieg in den Mittelpunkt rückt.

ROMAN URBANER stellt fest, dass die Presse infolge des Krieges nicht nur Einschränkungen, insbesondere durch die Zensur, erfahren und unter den allgemein geänderten Bedingungen zu leiden hatte, sondern sich ihr 1914 durch das plötzliche gesteigerte Interesse der Menschen an Kriegsnachrichten neue Geschäftschancen eröffneten. Eine gegenteilige Entwicklung erlebte die Presse im Trentino, die nach dem „Intervento“, aus staatspolitischen Gründen unterdrückt, praktisch kaum mehr vorhanden war. Positive Auswirkungen über die Kriegszeit hinaus hatten die durch die Kriegsverhältnisse erzwungene Straffung der Verlagsstruktur und die starken Tendenzen zur Konzentration des Pressewesens.

Der vom Kriegsstaat gesteuerten Propaganda für alle Bevölkerungsschichten kam, wie JOACHIM BÜRGSCHWENTER zeigt, zentrale Bedeutung für die mentale Mobilisierungskraft der Doppelmonarchie zu. Die wesentlichste Voraussetzung dafür war die Zensur, die die gesamte Kriegsdauer hindurch massiv betrieben wurde, um defätistische und vermeintlich dem Kriegsstaat schädliche Informationen hintanzuhalten. Die patriotische Mobilisierung erfolgte vor allem in den Bereichen der Kriegsfürsorge und der Werbung für die Kriegsanleihen sowie im patriotisch ausgerichteten Schulunterricht. Dabei wurde der Kampf der Doppelmonarchie vor allem als aufgezwungener, für den Erhalt des Staates notwendiger Verteidigungskrieg dargestellt, wobei besonders das „Heldentum“ der Soldaten als sinnstiftend für den „Krieg“ instrumentalisiert wurde.

Der Germanist EBERHARD SAUERMANN bietet einen Überblick über die Tiroler Literatur im Weltkrieg, die großteils als Propagandaliteratur für den Krieg verstanden wird. Die Tiroler Kriegsliteratur entspricht in ihren Tendenzen und Erscheinungen im Großen und Ganzen derjenigen im gesamten deutschsprachigen Raum: Der Krieg wird als Verteidigungskrieg hingestellt, Gott für den Sieg instrumentalisiert, Kampf und Heldentod werden verherrlicht, das eigentliche Kampfgeschehen mit Not und Leid bleibt ausgeklammert. In der Tiroler Kriegsliteratur, insbesondere in der von Bruder Willram, treten allerdings diese Charakteristika noch schärfer hervor. Zu diesen Erkenntnissen kommt Sauermann, indem er die wichtigsten Vertreter der Tiroler Literatur im Ersten Weltkrieg heranzieht. Abschließend verweist der Autor auf weitere noch zu bearbeitende Quellen wie Zeitungen, Flugblätter und Postkarten.

Der Kunsthistoriker CHRISTOPH BERTSCH thematisiert die visuelle Kunst: Malerei, Fotografie und Film im Ersten Weltkrieg, wobei er deren erstmalige parallele Entwicklung anhand einiger typischer Beispiele aus Alttirol aufzeigt. Dabei steht das Bild im Fokus, unabhängig von seiner künstlerischen Technik. Der Autor macht deutlich, welche enorme Bedeutung das Bild in der Kriegspropaganda und als entscheidender Faktor in der Erinnerung hatte, wobei von den Zeitgenossen die damit verbundene intensive Manipulation nicht erkannt wurde. Zur Erläuterung zieht Bertsch die Bildsprache von Egger-Lienz sowie die Fotos von Frontbesuchen Kaiser Karls und der Hinrichtung von Cesare Battisti und Fabio Filzi heran.

Während der Großteil des Bandes den Auswirkungen des Krieges auf die Zivilgesellschaft gewidmet ist, bietet ein Komplex von Themen einen Abriss des militärischen Geschehens bzw. eine Analyse der soldatischen Erfahrungen im Gebirgskrieg. ERWIN A. SCHMIDL stellt die Grundzüge der Kriegsführung an der österreichischen Südwestfront dar, während MARCO MONDINI die italienische Gebirgsfront behandelt. Mondini geht allerdings über das rein Militärische hinaus. Weil er den Gebirgskrieg als „kulturelles Konstrukt“ sieht, interessieren ihn besonders die medialen Prägungen der italienischen Gedenkkultur, die, im Unterschied zur österreichischen, neben der offiziellen „Ästhetisierung“ des Krieges schon früh Leid und Tod in den Fokus nahm. Mit allen Aspekten der soldatischen Kriegserfahrung auf der Grundlage eines modernen mentalitätsgeschichtlichen Ansatzes beschäftigen sich ISABELLE BRANDAUER und der Leiter des Archivio della scrittura popolare in Rovereto, QUINTO ANTONELLI, wobei dieser sich insbesondere auf Selbstzeugnisse von Soldaten stützt. Die zahlreichen Tagebücher, Erinnerungen und Briefe machen deutlich, welche große Veränderung der Krieg in den religiösen, politischen, ideologischen und nationalen Überzeugungen der einzelnen Soldaten bewirkte.

Der Autor des Standardwerkes über die Militärgerichtsbarkeit in Tirol, OSWALD ÜBEREGGER, bietet einen Abriss seiner Forschungsergebnisse, wobei er neben der Struktur der Militärgerichtsbarkeit, der Art und Häufigkeit der Delikte, militärischer und ziviler Verweigerung auch die politische Dimension der militärischen Gerichtsbarkeit untersucht. Diese wirkte sich besonders negativ auf das Österreichbewusstsein im Trentino aus. Im Laufe des Krieges verlor die Militärgerichtsbarkeit allerdings zunehmend ihre deliktpräventive und disziplinierende Wirkung, was letztlich auch einen der zahlreichen Aspekte der Auflösungstendenzen des Kriegsstaates darstellte.

Für die Soldaten im Krieg gab es zwei Lebenswelten, die beide eine existenzielle Bedrohung darstellten: Kampf an der Front und Kriegsgefangenschaft. Mit der zweiten dieser Welten beschäftigt sich MATTHIAS EGGER, der zunächst einen statistischen Überblick über die ungeheure Masse der Kriegsgefangenen Österreich-Ungarns (2,7 bis 2,8 Millionen) gibt, um dann die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Kriegsgefangenen in Tirol zu untersuchen. Im Blickfeld stehen aber auch die Erfahrungen der Tiroler Soldaten in „Feindeshand“ sowie deren Rückführung aus Russland und Italien. Besonders schwierig gestaltete sich die Lage der Gefangenen in Russland, bedingt durch Klima, Misswirtschaft und das Unvermögen so große Massen zu versorgen. Daher war auch die Mortalitätsrate in Russland (17–25 %) signifikant höher als in Österreich-Ungarn (7,5–10 %) und Italien 10 %.

Im Jahre 2006 fand in Lusern eine transdisziplinäre Tagung zur Archäologie des Ersten Weltkrieges statt. Seitdem haben neben anderen HARALD STADLER und CHRISTIAN TERZER intensive Ausgrabungen in Teilen der ehemaligen Stellungen vorgenommen, über deren Forschungsstand sie berichten. Weiters referieren sie über die verschiedenen Einsatzmöglichkeiten der Archäologie zur Erforschung der Sachkultur der Front und deren Methodik, den denkmalschutzgesetzlichen Rahmen in Österreich und Südtirol (Italien) und abschließend über handwerkliche Arbeiten der Kriegsgefangenen. Die Frontarchäologie ist ein junger Forschungszweig, der sicherlich zu wichtigen neuen Erkenntnissen führen wird.

Da das Trentino zum engeren Kriegsgebiet gehörte und daher eine gesonderte Entwicklung nahm, erscheint es sinnvoll, diesem ehemaligen italienischsprachigen Landesteil einen eigenen Beitrag aus italienischer Feder zu widmen (NICOLA FONTANA

und MIRKO SALTORI). Die Autoren beschreiben die durch die Militarisierung nach Ausbruch des Krieges bewirkte Repression und die veralteten, nach dem „Intervento“ verstärkt einsetzenden Evakuierungsmaßnahmen, bei denen das Militär sicherlich über das Ziel hinausschoss. Das Versorgungsproblem war aufgrund der wirtschaftlichen Struktur und der Frontnähe im Trentino gravierender als im übrigen Altoitrol. Wesentlich zum Niedergang der Wirtschaft trugen der vollständige Zusammenbruch des Fremdenverkehrs sowie direkte Kriegseinwirkungen bei. Das politische Leben kam durch die restriktiven Maßnahmen, insbesondere durch die Evakuierungen, Internierungen und Konfinierungen zum Erliegen. Die „österreichische Idee“ wurde vollkommen zerstört. Selbst die katholischen Popolari näherten sich zumindest zum Teil dem italienischen Nationalgedanken an. Abschließend geben die Autoren einen Überblick auf das im Weltkrieg stark eingeschränkten Pressewesen des Trentino und setzten sich mit dem Topos der „erlösten Gebiete“ auseinander. Zu Recht sehen sie hinter der von der italienisch-nationalistischen Geschichtsschreibung tradierten „Erlösung“ eine komplexere Wirklichkeit, die, von offensichtlichem Misstrauen auf beiden Seiten geprägt, selbst unter dem Faschismus noch wirksam war.

ANDREA DI MICHELE knüpft in seinem Beitrag über die italienische Besatzungszeit hier an und arbeitet die Unterschiede in den Rahmenbedingungen und in der Besatzungspraxis im Trentino sowie in Süd- und in Nordtirol heraus. Im Trentino unterschätzten die Italiener die gesellschaftlichen Auswirkungen des Krieges sowie den Willen, die habsburgischen dezentralen Verwaltungsstrukturen beizubehalten. In Südtirol waren sich die Besatzer der Schwierigkeiten mit einer deutsch geprägten Bevölkerung bewusst, waren aber mangels einer einheitlichen Minderheitenpolitik nicht in der Lage, die deutschen Südtiroler ohne Härten dem Staat anzunähern. In Nordtirol verfolgten die Italiener keine expansionistischen Ziele, sahen aber in der Besatzung einen ersten Schritt der Sieger- und selbst definierten Großmacht Italien auf dem Weg zu einer politisch-wirtschaftlichen Vorherrschaft außerhalb der eigenen Grenzen.

WOLFGANG WEBER behandelt Vorarlberg während des Krieges, das wohl zum „engeren“ Kriegsgebiet gehörte, aber von direkten militärischen Kriegseinwirkungen verschont blieb. Trotzdem war der Blutzoll des kleinen Landes enorm hoch. Nach Kärnten erlitt Vorarlberg die höchsten Verluste aller späteren Bundesländer. Versorgungslage und die „Arbeit im Krieg“ glichen den Verhältnissen in anderen Kronländern. Eine Besonderheit war allerdings die Grenzlage Vorarlbergs, die das Land zum Fluchtziel für Kriegsgefangene machte, die sich in die Schweiz durchzuschlagen versuchten. Am Ende des Krieges hatte Vorarlberg eine bessere Ausgangsposition als andere Gebiete, sowohl bevölkerungs- als auch gesundheitspolitisch, aber auch ökonomisch. Da Vorarlberg nicht zum Kriegsschauplatz wurde, waren die wirtschaftlichen und verkehrstechnischen Infrastrukturen in gutem Zustand.

Am Ende des voluminösen Bandes steht der Beitrag von OSWALD ÜBEREGGER, „Geschichtsschreibung und Erinnerung“, in dem der Autor die großen Linien seiner im 9. Band der Reihe „Tirol im Ersten Weltkrieg“ dargestellten erinnerungskulturellen Forschungen zusammenfasst. Ausgehend von der begründeten Feststellung, dass der Gebirgskrieg bis heute im erinnerungskulturellen Bezugsrahmen steht, zeichnet Überegger die von Offiziershistorikern im Kriegsarchiv und auf Regimentsebene propagandistisch orientierte Geschichtsschreibung schon während des Krieges nach, um sich dann dem Thema seiner Monographie, der Geschichtsschreibung und den Kriegserinnerungen in der Zwischenkriegszeit, zuzuwenden. Zunächst standen in

den ersten Jahren nach 1918 das Vergessen sowie der Verlust Südtirols im Vordergrund. Erst Mitte/Ende der 1920er-Jahre konnte sich infolge der gelungenen Integration der Heimkehrer und des Wiedererstarkens des politischen Katholizismus der heroisch-heldische Blick auf den Krieg durchsetzen. In Südtirol hingegen war die Erinnerungskultur aufgrund des italienischen Drucks mehr oder weniger auf lokale Gefallenendenkmäler reduziert. Dem stand das monströse italienische Siegesdenkmal gegenüber. Im Trentino wurde die „Heimholung der Trentiner“ zumindest offiziell als Ergebnis des letzten Risorgimento-Krieges gefeiert.

Im Bundesland Tirol stellte das Jahr 1945 für die Erinnerungskultur des Ersten Weltkrieges keine Zäsur dar. Die Klischees der Zwischenkriegszeit wurden fortgeführt, ein kritischer Blick auf die beiden Weltkriege unterblieb lange Zeit. Erst Mitte der neunziger Jahre setzte eine verstärkte „Verwissenschaftlichung“ der Literatur zum Ersten Weltkrieg ein, an der der Autor dieser Rezension als Herausgeber einer neunbändigen Reihe zur Thematik nicht unwesentlichen Anteil hatte.

Das vorliegende Sammelwerk zeigt eindrücklich die großen Fortschritte, die die regionale Weltkriegsforschung in den letzten Jahren gemacht hat. Den Herausgebern und den Autoren ist zu danken, dass sie dieses gut lesbare, sowohl für den Fachhistoriker als auch für den historisch Interessierten gleichermaßen wertvolle Werk geschaffen haben. Es stellt gleichsam eine Bilanz der bisherigen Forschung dar. Weiterhin ein Desiderat bleibt allerdings eine von der „Offiziersgeschichtsschreibung“ sich lösende Militärgeschichte mit modernem Ansatz.

RICHARD SCHOBER, Innsbruck

Krieg in den Alpen. Österreich-Ungarn und Italien im Ersten Weltkrieg (1914–1918), hg. von NICOLA LABANCA / OSWALD ÜBEREGGER. Böhlau-Verlag, Wien u. a. 2015. ISBN 9783205794721, 346 Seiten.

Die Frage Rankes nach dem, „wie es wirklich war“, treibt die moderne Geschichtsschreibung, wie sie sich im 19. Jahrhundert an den Universitäten etablieren konnte, seitdem beständig um. Generationen von Historikern berauschten sich geradezu an der methodologischen Vorstellung, quasi den absolut objektiven Standpunkt ausfindig machen zu können. Auf lange Zeit hinaus resultierte diese Zugangsweise jedoch in der systematischen Schaffung und Pflege von Meistererzählungen mit jeweils absolutem Geltungsanspruch und nicht weniger zäher Lebendigkeit. Dass sie sich dabei nicht selten gegenseitig widersprachen, kümmerte wenig. Erst die bewusste Gegenüberstellung dieser oftmals national basierten Perspektiven lässt ihre Parallelität im Verlangen nach gesellschaftlicher Deutungshoheit wie auch in konkreten Inhalten erkennen. Konstruktion, Wahrnehmung und Bedienung des diffizilen österreichisch-italienischen Verhältnisses in der Öffentlichkeit seit der Mitte des 19. Jahrhunderts nährten sich auf beiden Seiten beträchtlich an den Ereignissen des Ersten Weltkrieges zwischen 1914 (1915) und 1918. Es bedurfte fast eines ganzen Jahrhunderts, um sich auf beiden Seiten der Staatsgrenze dieser Parallelgeschichten bewusst zu werden. Eine größere Tiefe in der wissenschaftlichen Erforschung und eine damit zumindest teilweise einhergehende Verbreiterung dieses kritischen Bewusstseins in der Öffentlichkeit stellte sich allerdings erst vergleichsweise spät, mit Beginn der 1990er-Jahre, ein. Der allgemeine politische Kontext in Europa während dieses Jahrzehnts, das Ende

des Kalten Krieges einerseits und die neuerliche Nationalisierung mit all ihren Folgen bis hin zu den blutigen Ereignissen auf dem Balkan andererseits, lieferten dafür einen nicht unwesentlichen neuen Interpretationskontext (NICOLA LABANCA, S. 297).

Aus der Perspektive der Geschichtswissenschaften ist bis heute zu konstatieren, dass im Hinblick auf den Ersten Weltkrieg in Österreich und Italien nach wie vor eine separate, parallel zueinander verlaufende und wenig miteinander verknüpfte Forschung stattfindet (OSWALD ÜBEREGGER, S. 8). Der Lösung dieser Problematik hat sich seit mehr als zwei Jahrzehnten eine Reihe von namhaften Historikern verschrieben. Unter der Herausgeberschaft von auf diesem Feld international ausgewiesenen Fachleuten wie Nicola Labanca (Siena) und Oswald Überegger (Bozen) fand sich eine Gruppe österreichisch-italienischer Wissenschaftler zusammen, um ebendiese Parallelgeschichten schrittweise aufeinander zu bewegen. Ungeachtet eines bereits erfolgten Generationen- und mehrfachen Paradigmenwechsels in den Geschichtswissenschaften (etwa hin zu vermehrt kulturwissenschaftlichen Fragestellungen) seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges, treten, wie Oswald Überegger in seiner Einleitung ausdrücklich festhält, nach wie vor die Schwierigkeiten einer angepeilten gemeinsamen Perspektive zu Tage (Überegger, S. 13).

In sechs thematischen Kapiteln (Regierung und Politik, Militärische Kriegsführung, Soldaten, Gesellschaft und Mobilisierung, Kulturelle Mobilisierung und Propaganda, Erinnerung und Geschichtsschreibung – ein detailliertes Inhaltsverzeichnis des Bandes ist unter <http://data.onb.ac.at/iv/AC10847681> abrufbar) werden diese Parallelgeschichten nicht nur sichtbar gemacht, sondern verweisen über die gemeinsame Lektüre der gegenübergestellten Einzelbeiträge auf zahlreiche Ähnlichkeiten ebenso wie auf strukturelle Differenzen. Konzeptuell liefern die Autoren dabei zumeist innerhalb der gewählten Thematik einen breit angelegten Überblick, basierend auf dem aktuellen Forschungsstand, und keine Spezialstudien. In methodischer Hinsicht hatten sich die Herausgeber sichtlich darum bemüht, nicht einen üblichen Tagungsband zu erstellen, sondern von Beginn an *mit* den gezielt dafür eingeladenen österreichischen wie italienischen Autoren die Themenfelder und das Gesamtkonzept zu formen. Konsequenterweise erschien der Band sowohl in Deutsch (Böhlau Verlag, Wien) als auch in Italienisch (Il Mulino, Bologna). Die deutsche Ausgabe zeigt auf ihrem Umschlag eine Photographie österreichisch-ungarischer Soldaten, die – schwer beladen und angeseilt – einen Aufstieg im Hochgebirge bewältigen. Auf dem italienischen Cover hingegen kommt eine Farbzeichnung zum Einsatz. Ein Soldat, winterlich ver mummt auf einem Felsen sitzend, nutzt eine kurze Rast, um auf einer als Schreibtisch improvisierten Munitionskiste noch schnell einen Brief (an die Daheimgebliebenen?) zu verfassen, während sein Kamerad mit dem Fernglas Ausschau hält. Die unterschiedliche Titelgebung – im Italienischen „La guerra italo-austriaca (1915–18)“ – und die abweichende Umschlaggestaltung verweisen symbolisch auf die schon angesprochenen Schwierigkeiten einer gemeinsamen Historiographie. Die von den beiden Herausgebern in der italienischen wie deutschen Ausgabe bewusst abwechselnd eingenommene Stellung von Einleitung und Nachwort ist hingegen wohl ebenso symbolisch für den einmal eingeschlagenen Weg des Gemeinsamen zu verstehen.

Insgesamt arbeitet die vorliegende Publikation deutlich heraus, wie sich nationale Narrative – einmal von der sie begleitenden wie nährenden Propaganda und ihrer Langzeitwirkung entkleidet – auflösen und Teil eines transnationalen Gedäch-

nisses werden können (WERNER SUPPANZ, S. 330). Dabei wird offensichtlich, dass die Kriegsergebnisse (nach einem ersten patriotischen, propagandistisch weithin ausgeschlachteten Aufwallen) zeitgenössisch und auch im Nachhinein weit weniger zu Heimatgefühl oder Nationalstolz beitrugen, als vielmehr umgekehrt in der größeren Realität die innere Desintegration des Staates auf verschiedenen Ebenen förderten (GIOVANNA PROCACCI, S. 208); im Gegenteil, die vermeintliche Vergemeinschaftung des Staatsvolkes, der Nation durch den Krieg konnte größtenteils erst nach dem Ereignis, wiederum auf Basis staatlich geförderter Propaganda und Ideologie, stattfinden (FEDERICO MAZZINI, S. 152).

Trotz des daraus entstehenden, „in vielerlei Hinsicht neuen Bildes“ (Labanca, S. 331) über den Ersten Weltkrieg wie über sein jeweiliges Bild in Österreich und Italien bleiben die methodischen Fallen, wie sie von den Autoren auch angesprochen werden, weiterhin wirksam. Die seit den 1980er-Jahren entlang des ehemaligen Frontverlaufes entstandenen Friedenswege tragen zwar einen hohen Symbolcharakter in Bezug auf die Überwindung von Vorurteilen in sich und helfen sicherlich bei der Popularisierung dieses Themas. Sie bewahren allerdings nur bedingt vor einem sinkenden Interesse seitens der Historikerzunft und einem insgesamt abnehmenden Wissen über diese Zeit im Allgemeinen. Zudem verringert sich die Lücke des für diese Thematik eingeforderten systematischen Vergleiches italienisch-österreichisch-deutscher Forschung nur sehr langsam. Der Weltkriegsbuchmarkt wächst zwar, bietet oftmals jedoch keine ausreichend über das Regionale oder territorial Gebundene hinausgehende Perspektive (Labanca, S. 298, 299 u. 303; Überegger, S. 8).

Dennoch, es sind Bemühungen wie im hier präsentierten Band, die in steter Kleinarbeit den Boden weiter dafür aufbereiten, sich von den nationalen Bildern eines „noch nie dagewesenen Verrates“ (Kaiser Franz Joseph; MARTIN MOLL, S. 51) und den in mehrfacher Hinsicht „katastrophalen Folgen der Niederlage von Caporetto“ (Procacci, S. 204) beständig zu lösen. Auch das kann mit Recht als ein wichtiges Stück eines einmal eingeschlagenen, gemeinsamen Weges gesehen werden und ist jetzt bereits ein sichtbarer Gewinn über die Thematik hinaus.

KURT SCHARR, Innsbruck

Krieg und Tourismus im Spannungsfeld des Ersten Weltkrieges. Guerra e turismo nell'area di tensione della Prima Guerra Mondiale, hg. von PATRICK GASSER / ANDREA LEONARDI / GUNDA BARTH-SCALMANI (Tourism & Museum. Studienreihe des Touriseum 5). StudienVerlag, Innsbruck/Wien/Bozen 2014. ISBN 978-3-7065-5350-6, 580 S. mit zahlr. Abb.

Der Sammelband ist die Verschriftlichung einer Tagung, die vom 7. bis zum 9. November 2013 in Meran stattfand und den Einfluss des Ersten Weltkrieges auf den Tourismus in der Alpenregion diskutierte. Die militärischen, diplomatischen und politischen Aspekte des Konflikts sollten – nach dem Wunsch der VeranstalterInnen – dabei zugunsten der Folgewirkungen des Krieges auf die Zivilgesellschaften in den Hintergrund treten. Das Buch reiht sich somit in die Reihe von Publikationen ein, die aus Anlass des Hundert-Jahr-Gedenkens an den Ausbruch des Ersten Weltkrieges erschienen und den Konflikt aus einer sozial-, kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Perspektive beleuchten.

Die Zusammenführung der Themenfelder „Erster Weltkrieg“ und „Tourismus“ ist ein Novum und wesentliches Alleinstellungsmerkmal des Projektes, in dem das Touriseum, das Südtiroler Landesmuseum für Tourismus in Meran, 2014 die Gelegenheit für ein „angemessenes Nachdenken über die Beziehung von Krieg und Tourismus“ sah. Der geographische Fokus sollte auf allen Gebieten liegen, die von einem sehr frühen Erfolg des Tourismus profitiert hatten und danach direkt oder indirekt zum Kriegsschauplatz wurden. Der Band enthält 18 Beiträge, die eine breite Palette an Fragestellungen abdecken – der Schwerpunkt liegt dabei freilich auf dem Gebiet des historischen Tirol und auf den Fronten der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Der Erste Weltkrieg und der Tourismus bedingten sich – so kann ein Fazit lauten – in mehrerlei Hinsicht. Der Tourismus, der sich um die Jahrhundertwende zu einem beachtlichen Wirtschaftszweig und -motor entwickelt hatte, kam durch den Ausbruch des Krieges, in Tirol aber vor allem durch den Kriegseintritt Italiens 1915 und die Wandlung vom Erholungs- zum Frontgebiet, zum Erliegen. Infrastruktur des Tourismus wurde für den Krieg, beispielsweise für die Versorgung von Verwundeten oder für die Unterbringung von Kriegsgefangenen, genutzt. Umgekehrt wurde Infrastruktur, die in den Kriegsjahren installiert worden war (Seilbahnen, Straßen, Eisenbahnen), nach 1918 sowohl für die Bewirtschaftung des Landes als auch für den Tourismus weiterverwendet und verhalf dem Territorium der späteren Provinzen Bozen-Südtirol und Trentino-Trient zu einem erstaunlich schnell wieder auflebenden Fremdenverkehr.

Eine zweite wichtige Frage ist jene nach der „Vermarktung“ des Ersten Weltkrieges und seiner Hinterlassenschaft für den Tourismus. Marketingstrategien werden deshalb verglichen, um herauszufinden, inwiefern die Verwendung der Zeugnisse des Krieges für touristische Zwecke überhaupt zulässig ist. In der Form von Befestigungsanlagen, Wegen oder Friedhöfen finden sich derartige Überreste vor allem im Umfeld des ehemaligen Frontgebietes in den Dolomiten weit verstreut, und es besteht kein Zweifel, dass gerade auch die museale Aufbereitung des Ersten Weltkrieges für eine touristische Verwertung durchaus attraktiv ist.

Im Gegensatz zu marketingtechnischen Überlegungen, die offenbar vor allem bei der Tagung eine Rolle spielten, stellt der Tagungsband eher eine – auch physisch „gewichtige“ – wissenschaftliche Grundlegung mit eindeutig geschichtswissenschaftlichem Schwerpunkt dar. Gemeinsam mit dem ausführlichen Katalogteil und der reichen Bebilderung des Innenteils geben die (durch Abstracts) dreisprachig präsentierten Beiträge einen guten Einblick in den Stand der Forschung. Darüber hinaus liefern sie aber auch wertvolles Arbeitsmaterial für AusstellungsmacherInnen, die sich mit der Inszenierung und Herausbildung kollektiver Erinnerung beschäftigen, sowie für TouristikerInnen, die sich der Vermittlung von Geschichte, auch heikler Fragen der Konfliktgeschichte, widmen. Durch diese Vielseitigkeit der „Mission“ lässt das Buch zwar eine klare Fokussierung auf ein Zielpublikum vermissen: Es bleibt unklar, welche Gruppe (historisch Forschende, Interessierte, MarketingspezialistInnen, AusstellungsmacherInnen, MuseumsbesucherInnen) primär angesprochen werden sollte. Umgekehrt liegt aber gerade in dieser Vielseitigkeit die Stärke des Bandes, der nicht zuletzt durch seine attraktive Aufmachung in allen erwähnten Gruppen seine LeserInnen finden und zum weiteren Nachdenken über das nach wie vor etwas befremdlich anmutende Thema „Krieg und Tourismus“ anregen wird.

ANDREAS OBERHOFER, Bruneck

Sommerfrische und Gipfelwind. Von Rothenbrunn zum Fernerkogel. Reisen und Wanderungen im Sellraintal 1815-1925, hg. von GEORG JÄGER. Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2015. ISBN 978-3-7030-0880-1, 496 S. mit zahlr. Abb.

Mit dem vorliegenden Buch hat der aus der Gemeinde Sellrain stammende Autor einen bemerkenswerten Sammelband über sein Tal veröffentlicht, der wertvolle Beiträge aus der Zeit von 1815 bis 1925 enthält. Neben seinen historisch-geographischen Studien hat Georg Jäger bereits mehrere, an einen breiteren Leserkreis gerichtete Bücher publiziert. Er verfügt infolge seiner langjährigen Aktivitäten über ausgezeichnete Literaturkenntnisse und zog neben leicht greifbaren Publikationen auch viele kaum bekannte Unterlagen heran, wobei vor allem Zeitschriftenaufsätze und Zeitungsartikel, zum Teil in digitalisierter Form, ausgewertet wurden. Aber auch handschriftliche Quellen wurden berücksichtigt. Besonders bemerkenswert sind die Tagebuch-Notizen von Hermann und Friedrich von Handel-Mazzetti 1891–1897, die ihm der Völser Dorfchronist Karl Pertl zur Verfügung stellte.

Der Herausgeber war bestrebt, die Artikel möglichst authentisch wiederzugeben, er behielt deshalb die ursprüngliche Orthographie weitgehend bei. Um das Buch einheitlich zu gestalten und leichter lesbar zu machen, fügte er jedoch viele auf den Inhalt hinweisende Überschriften ein. Dafür verzichtete er auf ein Sachverzeichnis, ergänzte die Sammlung jedoch durch Kurzbiographien der Autoren am Ende des Werkes. Manche Beiträge, die bei der Erstpublikation andere Zielsetzungen verfolgt hatten, passte der Herausgeber durch die von ihm gewählten Überschriften an die Themenstellung „Reisen und Wanderungen im Sellraintal“ an. Den Abschnitt über die Gemeinden des Sellraintales im umfangreichen Handbuch über Tirol von Johann Jakob Staffler veröffentlichte er z. B. unter dem Titel „Eine Exkursion ins Thal Sellrain, 1842 von Johann Jakob Staffler“ (S. 84–89). Dieser hat für sein Werk zwar jahrelang Recherchen angestellt und besuchte möglicherweise auch das Sellraintal. Es kann jedoch ausgeschlossen werden, dass er eine solche Exkursion 1842, in dem Jahr, als sein Werk erschien, durchgeführt hat. Ähnliches gilt für manche Titel der erfreulicherweise berücksichtigten naturwissenschaftlichen Beiträge.

Das Buch ist in sieben unterschiedlich starke Kapitel gegliedert, in welche der Herausgeber jeweils mit einem Absatz einführt. Das erste Kapitel (29 Seiten) ist den Beiträgen zum „Schlucht-Weg“ von Kematen nach Sellrain aus den Jahren 1888 bis 1892 gewidmet, diesem folgen nacheinander im Kapitel 2 (65 Seiten) „Reiseberichte zwischen 1815 und 1854“, im Kapitel 4 (117 Seiten) „Reiseberichte zwischen 1859 und 1899“ und im Kapitel 5 (55 Seiten) „Reiseberichte zwischen 1900 und 1914“, die neben touristischen Beschreibungen auch zahlreiche wertvolle landeskundliche Beiträge enthalten. Das dritte Kapitel (57 Seiten) beinhaltet die Schilderung des norddeutschen Reiseschriftstellers Hermann Dreyer, der 1857 Bad Rothenbrunn besuchte. Das kurze sechste Kapitel (26 Seiten) ist den Tagebuchnotizen der aus Wien stammenden Familie Handel-Mazzetti und des Innsbrucker Literaten Karl Röck gewidmet. Das siebte und letzte Kapitel (111 Seiten) behandelt unter dem Titel „Gipfelbesteigungen und Schitouren zwischen 1869 und 1925“ die Geschichte der alpinistischen Erschließung. Das Buch ist reich bebildert, wobei die sorgfältig ausgewählten alten Fotografien und Zeichnungen die Texte nicht nur illustrieren, sondern auch zahlreiche Elemente der damaligen Kulturlandschaft hervorragend wiedergeben.

Mit diesem Sammelwerk hat Georg Jäger nicht nur zahlreiche, z. T. nur schwer greifbare Beiträge zur Geschichte des Sellraintales erschlossen, sondern er hat mit dem „landeskundlichen Lesebuch“ auch eine neue Form der Darstellung geschaffen. Neben den Einheimischen, welchen ein anschauliches Bild vom früheren Leben in ihrem Tal vermittelt wird, kann das Buch auch allen Interessierten empfohlen werden, die sich anhand von zeitgenössischen Berichten über den tiefgreifenden Wandel im bergbäuerlichen Lebensraum während der Periode des aufkommenden Tourismus informieren möchten.

HUGO PENZ, Innsbruck

Der Volkskundler Franz C. Lipp (1913–2002). Beiträge zu Leben und Werk, hg. vom Oberösterreichischen Landesmuseum Linz, red. von ANDREA EULER / BERNHARD PROKISCH (Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich 39). Eigenverlag Land Oberösterreich / Oberösterreichisches Landesmuseum, Linz 2015. ISBN 978-3-85474-299-9, 244 S. mit zahlr. Farb- und Schwarzweißabb.

Der in der Studienreihe des Oberösterreichischen Landesmuseums erschienene Band präsentiert neun Aufsätze zu Tätigkeitsfeldern und biographischen Stationen des Volkskundlers Franz Carl Lipp (1913–2002). Thematisiert wird dabei nicht nur die jahrzehntelange Verbundenheit Lipp's mit dem Museum, dem er als Vizedirektor (ab 1960) und Direktor (1975–1978) vorstand – eine Wechselbeziehung, die Erzählungen zufolge so weit in die persönliche Identität hineinreichte, dass Lipp seinem Vornamen Franz in Anspielung auf das Linzer Francisco Carolinum ein C. (für Carl) hinzufügte (S. 61). Darüber hinaus wird der Anspruch erhoben, „ein Gesamtbild seiner Persönlichkeit und seines Wirkens“ (S. 5) zu zeichnen. Das dürfte zwar insgesamt etwas zu hoch gegriffen sein, zumal deutlich der Blick auf Lipp als Forscher gegenüber lebens- und familiengeschichtlichen Aspekten überwiegt. In jedem Fall bietet der Band aber einen material- und gedankenreichen, sehr lesenswerten und anregenden Überblick. Verfasst wurden die Beiträge von namhaften Vertreterinnen und Vertretern der Europäischen Ethnologie/Volkskunde, Museologie und regionalen Kulturforschung, die Lipp großteils auch persönlich kannten, weshalb sie an manchen Stellen mehr oder weniger explizit als Zeitzeuginnen und Zeitzeugen schreiben.

Dieser Zugang wird schon im einleitenden Beitrag von OLAF BOCKHORN deutlich, der vorschlägt, eine Aussage des früheren Grazer Professors für Volkskunde und Lipp-Freundes Oskar Moser als Motto über den gesamten Band zu stellen: Lipp habe „ein eindrucksvolles, in Wahrheit gewaltiges Lebenswerk“ hinterlassen (S. 7). Der Fokus liegt demnach auf einer Würdigung der Imposanz, wenn nicht „Gewalt“ des Werks auch über den Tod des Autors hinaus. Indem Bockhorn aber um eine Kontextualisierung Lipp's in seinen Bezügen zur „wissenschaftlichen Volkskunde“ bestrebt ist, zeigt sich auch die Notwendigkeit zu einem distanzierteren Blick. Eingehend diskutiert Bockhorn Lipp's Wirken als Leiter (1939–1979) der Volkskundeabteilung des Landesmuseums (in der NS-Zeit: Gaumuseum Oberdonau), als Lehrender am Institut für Volkskunde der Universität Wien (1968–1984) und im Ruhestand. Der NS-Ideologie sei Lipp, wie sein Lehrer Viktor von Geramb in Graz Vertreter eines katholisch-deutschnationalen Denkens, dereinst „zumindest nahegestanden“ (S. 10). Nach 1945 habe er seine Tätigkeit am Museum geringfügig sanktioniert fortsetzen können. Noch

mehr über diese Tätigkeit erschließt sich aus dem Beitrag von ANDREA EULER. Die Autorin bietet eine umsichtige, umfangreiche Institutionen- und Personengeschichte der Volkskundeabteilung von den ersten Sammelaufrufen vor 1939 bis zu Lipps Ausstellungen in den 1970er-Jahren. Lipps Linzer Sammlungskonzept wird Raum für Raum durchgegangen, wobei erfreulich viel Gewicht auch auf Ungesammeltem und auf Ausblendungspunkten liegt. Zudem zeigt Euler auf, wie der „perfekte Netzwerker“ (S. 75) Lipp das Fach in Oberösterreich institutionalisierte, und „[m]it Bedauern“ stellt sie fest, dass sich seine Neigung zur „Volksbildungstätigkeit“ trotz entsprechender programmatischer Äußerungen kaum jemals konkret mit seiner Museumsarbeit verbinden ließ (S. 66). Damit kommt – wie auch andernorts in dem Band – die so genannte „angewandte Volkskunde“ in den Blick, die Lipp sogar im Zentrum des Faches sah (S. 44). Am detailliertesten wird dieser Aspekt von THEKLA WEISSENGRUBER am Beispiel des leidenschaftlichen Trachtenpflegers und -kreationisten Lipp beleuchtet. Seine volksbildnerischen Leitideen habe dieser bereits vor dem Zweiten Weltkrieg entwickelt. Mit Blick auf die NS-Zeit und darüber hinaus werden – für Leserinnen und Leser in Westösterreich und Südtirol höchst interessant – Verwandtschaften zur Trachtenarbeit Gertrud Pesendorfers diskutiert. Für die jüngere Vergangenheit seit den 1980er-Jahren konstatiert die Autorin eine Tendenz zur Emanzipation der Erneuerungspraxis von den wissenschaftlich-legitimatorischen Bestrebungen ihrer Urheber. Noch erweitern und vertiefen lässt sich der Eindruck von Lipps „angewandter Volkskunde“ mithilfe des Beitrags von FRANZ GRIESHOFER. Der Autor macht deutlich, wie sehr Lipps Interventionen in die kulturelle Praxis dem Werkbund verpflichtet waren. Dessen kulturpädagogischen Ideen folgend ging es Lipp, auch als Werkstättenforscher engagiert, um eine ästhetisierende Veredelung des Kunsthandwerks und um die Bildung eines – *seines* – Kollektivgeschmacks.

Drei weitere, eher schlaglichtartige Beiträge stammen von GUNTHER DIMT, ALEXANDER JALKOTZY und KLAUS PETERMAYR. Sie widmen sich dem Haus-, Stuben- und Möbelforscher Lipp, den von ihm initiierten oberösterreichischen Freilichtmuseen und seinem Interesse an Musikethnologie und Darstellendem Spiel. Um aber das Spannungsverhältnis von Distanz und Nähe anzudeuten, aus dem heraus in diesem Buch über Lipp nachgedacht wird, seien zwei Beiträge besonders hervorgehoben: KONRAD KÖSTLIN tritt einen Schritt zur Seite und zurück, wenn er Lipp mit einer „Volkskunde neben und nach“ Lipp (S. 39) konfrontiert, die sich seit den 1960er-Jahren von ihrer einst „fast selbstverständlichen Affinität zu Nationalsozialismus und dessen Vorläufern“ (S. 41) gelöst hat. Unberührt von „Writing Culture“ habe der literarisch und performativ begabte Lipp mit sicherem ästhetischem Gefühl, Empathie und „Liebe zum Volk“ „herrisch“, ja „talibanesk-unduldsam“ bestimmt, was schöne, echte Ur-Volkskultur sei (S. 39–42). Köstlin macht klar, wie sehr sich das Setting ethnographischen Forschens geändert hat: Lipps kämpferisch-erneuernde Produktion populären „Volkskultur“-Wissens ist heute keine Perspektive mehr für das Fach, aber ein spannendes Forschungsfeld. Von einer besonderen, weil privaten Nähe zu Lipp zeugt hingegen der letzte Beitrag des Buches. Lipps Sohn WILFRIED LIPP, auf dessen Initiative hin die Publikation entstand (S. 5), kredenzt hier einen „Kleinen Erinnerungs-Aperitiv [sic.] *Sub specie filii*“. Der Vater, der in dem Band ab und zu als wissenschaftsgeschichtliche Metapher zum Einsatz kommt, begegnet hier in familien-geschichtlicher, man darf mit Freud wohl auch sagen: familienromanhafter Gestalt. In einer besonders prägnanten Szene lernt man den „Trachtenpapst“ als Papa kennen,

dessen Erklärungen der pubertierende, unsichere Sohn bei Trachtenschauen landauf, landab als Model illustriert und erduldet: „Laufsteg hin und zurück, Rock aufknöpfen, Weste zeigen ...“ (S. 212 f.). Der Vater wird keineswegs zur unerreichbaren Autorität stilisiert, teils tritt das Selbstbild des Sohnes sogar deutlich in den Vordergrund, und in jedem Fall erfreulich ist die Erweiterung der Perspektive auf das soziale Milieu der Familie. Weder will Wilfried Lipp ein Gesamtbild zeichnen, noch schließt er aus, was Köstlin „Ungereimtheiten in der Coda“ (S. 47) nennt. Wie er durchblicken lässt, wären Quellen für eine noch ausstehende Biographie durchaus vorhanden.

Erfreulich sind die ausgezeichnete Druckqualität der über 200 Abbildungen und die sorgfältige redaktionelle Arbeit von ANDREA EULER und BERNHARD PROKISCH. Ein Curriculum Vitae und ein Verzeichnis der Publikationen Lippes und über ihn runden den Band ab. Den Leserinnen und Lesern dieser Zeitschrift sei er nicht nur wegen Lippes „Denken nach Westen“ (S. 44) empfohlen, sondern auch, weil viele Fragestellungen einer Auseinandersetzung mit ihm auf eine Kulturanalyse der Produktion von „Tiroler Heimat“ übertragbar sind.

REINHARD BODNER, Innsbruck

GUNTER DIMT, **Bemalte Möbel aus der Traunsee-Region, Band I: Möbel des späten 17. und des frühen 18. Jahrhunderts aus Bürgerhäusern und Bauernstuben**, hg. vom Oberösterreichischen Landesmuseum Linz, Schriftenleitung: BERNHARD PROKISCH (Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich 41). Eigenverlag Land Oberösterreich / Oberösterreichisches Landesmuseum, Linz 2015. ISBN 978-3-85474-310-1, 249 S. mit zahlr. Farb- und Schwarzweißabb. sowie Detail- und Maßstabszeichnungen.

Die Möbelforschung gehörte einst zum Einmaleins eines Volkskundlers. Die Neuorientierung des Faches seit den 1970er-Jahren rückte dieses Themenfeld in den Hintergrund. Möbel als Teil der historischen Wohnkultur waren – wenn überhaupt – nur mehr im musealen Kontext von Interesse. Dies hat dazu geführt, dass jahrzehntelang längst überholte Ansätze rezipiert wurden – Ansätze, die im Grunde bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts formuliert wurden. Bezeichnend dafür ist die Situation in Tirol: Das Werk „Tiroler Bauernmöbel“ von Franz Colleselli (1922–1979), 1967 erstmals aufgelegt, wurde 1985 ohne große Veränderungen in der 6. Auflage publiziert. Heute, 26 Jahre nach dem Ableben des ehemaligen Direktors des Volkskunstmuseums, gilt es immer noch als Standardwerk. Dabei fußt Collesellis Arbeit auf Ausführungen seiner beiden Vorgänger Josef Ringler (1893–1973) und Karl von Radinger (1869–1921). Den genannten Forschern gemeinsam ist ein regionales Ordnungsprinzip: Indem Möbel bestimmten Tälern zugeordnet werden, entstehen Möbellandschaften. Der Vorteil dieser Bestimmungskategorie liegt im Formalen bzw. der nach äußerlichen Kriterien zu treffenden Einordnung. Zeitliche Entwicklungen, Kulturkontakte und kulturgeschichtliche Zusammenhänge bleiben hingegen unberücksichtigt. Unwichtig bei einer regionalen Herangehensweise ist beispielsweise auch die Frage, welche Tischler diese Möbel hergestellt haben, welche Menschen sie in Auftrag gaben oder wer ihre einstigen Besitzer waren. Sofern die Antworten auf solche Fragen heute überhaupt noch gegeben werden können – die Quellenlage ist äußerst dünn und ein Großteil der Möbel befindet sich nicht mehr in situ –, bedarf es einer akribischen und langwie-

rigen Forschung. Dass dies aber mitunter gelingen kann, zeigt Gunter Dimt. Hinter dem pragmatischen Titel „Bemalte Möbel aus der Traunseeregion“ verbirgt sich ein fachkundiges Werk, in welchem der Autor versucht, Möbel verschiedenen Tischlerwerkstätten zuzuordnen. Dimt, 1979–1991 Leiter der volkskundlichen Abteilung und 1991–2000 Direktor des Oberösterreichischen Landesmuseums, weist schon in seinem Vorwort auf scheinbare Selbstverständlichkeiten hin, indem er beispielsweise die irreführende Bezeichnung „Bauernmöbel“ als „nicht angebracht“ erklärt (S. 11). Ausgangspunkt seiner Überlegungen sind einerseits stilistische Qualitäten der untersuchten Möbel, andererseits historische Gegebenheiten des späten 17. und frühen 18. Jahrhunderts. Vor allem blickt der Autor auf die Tischler in der Gegend von Gmunden, Altmünster und Traunkirchen. Abseits der zünftischen Organisation sind diese Handwerker aber kaum greifbar. Störtischler hatten keine niedergelassene Werkstatt und auch von den in den verschiedenen Orten ansässigen Tischlern gibt es kaum schriftliche Zeugnisse. Wenn der Autor also schreibt, dass „unter Zuhilfenahme der Tauf-, Heirats- und Sterbematriken, der Handwerkerlisten in Herrschaftsarchiven und der Häuserchronik von Gmunden“ (S. 23) eine Liste von Traunseer Tischlermeistern von 1650–1850 erstellt wurde, dann kann hier eine mühevollere Suche nach der sprichwörtlichen Nadel im Heuhaufen angenommen werden. Einige dieser Werkstätten kann der Autor über mehrere Generationen verfolgen. Das handwerkliche Wissen wurde in diesen Fällen über mehrere Familiengenerationen weitergegeben, wodurch – trotz Änderungen in der Mode und der dominierenden Stilrichtung – „Traditionslinien im handwerklichen Schaffen“ erkennbar wären (S. 21). Die Schwierigkeit und große Herausforderung aber lag zweifellos in der Verknüpfung zwischen den in den Schriftquellen gefundenen Tischlermeistern und den noch vorhandenen Möbeln. Die wenigsten Tischler haben ihre Arbeit signiert, auf manchen Möbeln sind zwar Jahreszahlen, aber keine Besitzernamen oder Initialen aufgemalt. So war es für den Autor lediglich möglich, die Werke des Simon Pyringer und dessen Sohnes Johann zu identifizieren. Genau deshalb war für Dimt die ausführliche Darstellung dieser Tischlerwerkstätte so wichtig. Im Zuge der Translozierung des Hofes „Egger obs Moos“ (vgl. Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich 10) stieß der Autor erstmals auf Pyringer-Möbel – damals jedoch ohne eine entsprechende Zuschreibung. Allerdings brachten die damaligen Quellenstudien den sozialgeschichtlichen Kontext dieser Möbel ans Licht, indem sie mit persönlichen Schicksalen verbunden wurden. Nicht zuletzt deshalb ist den Pyringer-Möbeln ein umfangreicher Teil von 73 Seiten gewidmet. Sie werden, ebenso wie andere nicht einer Werkstatt zuordenbare Möbel, im Hinblick auf ihre stilistischen Eigenheiten und ihren konstruktiven Aufbau untersucht. Für Interessierte und Fachleute sind die zahlreichen Farbfotos und vor allem die maßstabsgetreuen Zeichnungen aufschlussreich. Für jene, die in der Möbelforschung nicht bewandert sind, mag die ausführliche Dokumentation aller Möbel hingegen langatmig oder eintönig wirken. Doch strebte der Autor eine möglichst vollständige Erfassung aller bisher bekannten bzw. erhaltenen Möbel an. Dass es Dimt nicht gelang, andere Möbel einer Werkstatt zuzuordnen, ist der schütterten Quellenlage geschuldet. Freilich handelt es sich bei der Traunseeregion um ein geographisch überschaubares Gebiet. Dennoch ist Dimts Ansatz, nicht Landschaften als Ausgangspunkt zu nehmen, sehr erfrischend. Nur in Nebensätzen erwähnt der Autor Schwierigkeiten seiner Forschung – etwa die Identifizierung der Initialen SP als Signatur des Simon Pyringer, während ältere Forschungen dahinter einen Simon Pesendorfer sehen wollten. Doch

könnten gerade die Darstellung von Irrwegen und falschen Spuren und deren Lösung, aber auch einige Vermutungen (die der Autor vielleicht noch nicht zu Papier gebracht hat) für Möbelforscher – insbesondere außerhalb von Oberösterreich – lehrreich sein. Es war aber nicht die Intention Dimts, ein Lehrbuch für die Möbelforschung zu schreiben – wenngleich sein Werk auch für die Situation in Tirol lehrreich ist. Außerdem würden „Vermutungen allzu leicht zu unrichtigen Darstellungen [führen], deren Korrektur schwierig“ sei (S. 67). Auf dieses dünne Eis wollte sich der Autor zweifellos nicht begeben, schließlich war ihm sicher bewusst, dass er mit dem vorliegenden Buch und dem in Vorbereitung befindlichen 2. Band ein Werk schaffen wird, welches über Jahrzehnte hinweg als *das* Standardwerk für Traunseer Möbel gelten wird.

KARL C. BERGER, Innsbruck

STEFAN LECHNER / ANDREA SOMMERAUER / FRIEDRICH STEPANEK, **Beiträge zur Geschichte der Heil- und Pflegeanstalt Hall in Tirol im Nationalsozialismus und zu ihrer Rezeption nach 1945. Krankenhauspersonal – Umgesiedelte SüdtirolerInnen in der Haller Anstalt – Umgang mit der NS-Euthanasie seit 1945** (Veröffentlichungen der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945, Band 3). Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2015. ISBN: 978-3-7030-0861-0, 368 S.

Als 2011 der Friedhof auf dem Gelände der Psychiatrie des Landeskrankenhauses Hall entdeckt wurde, galt das vordergründigste Interesse den Menschen, die dort bestattet wurden: Wer waren sie und wurden sie Opfer einer systematischen Euthanasie in der „Heil- und Pflegeanstalt Hall“ während der NS-Zeit? Zwei Forschungsprojekte, finanziert durch die Landeskrankenhäuser und das Land Tirol, sollten hierüber Klarheit verschaffen. Die von der Tiroler Landesregierung eingesetzte unabhängige ExpertInnenkommission legte ihre Forschungsergebnisse im 2014 publizierten Schlussbericht vor. Der hier zu besprechende Band versammelt die Ergebnisse dreier Einzelprojekte, die von der Kommission zur Erfüllung der an sie gestellten Aufgaben vergeben worden waren. Der Innsbrucker Historiker FRIEDRICH STEPANEK liefert mit seiner Studie zum Personal der Heil- und Pflegeanstalt Hall während der NS-Zeit einen wichtigen Beitrag zur Anstaltsgeschichte insgesamt, zumal das Interesse für das Pflegepersonal oder gar das allgemeine Personal in Verwaltung, Handwerk, Landwirtschaft in einschlägigen Publikationen hinter jenes für die leitenden Ärzte zurücktritt. Auf der Basis des Personalaktenbestandes des Archivs des LKH Hall (Psychiatrie) und des Tiroler Landesarchivs bringt Stepanek zunächst einen Überblick über die Personalstruktur und geht auf das ärztliche Pflegepersonal und fünf Ärztebiographien ein. Hier widmet er sich vordergründig der Figur des Primararztes Ernst Klebelsberg, der sich nach dem Krieg als Widerstandskämpfer präsentierte, und betont sein widersprüchliches Verhalten im Rahmen der „T4“-Transporte aus Hall, dessen Problematik darin gelegen habe, „sich zu einem Teil des Systems zu machen, indem man einige rettet, während man andere preisgeben muss“ (S. 22). Während nach der NS-Machtübernahme zwischen 1938 und 1939 zwar neu eingestellte Pfleger Druck auf die Belegschaft ausübten, aber insgesamt „viele beim Alten“ (S. 78) geblieben war, hatten der massive Personalmangel und die Einrückungen zum Militärdienst zu Kriegszeiten Auswirkungen auf das Anstalts-

geschehen. So seien etwa „direkte, nicht legal tolerierte oder systemimmanente Formen der Gewaltausübung“ (S. 99) zu verzeichnen gewesen, die zwar schlecht dokumentiert, aber gerade über die von Stepanek untersuchten Personalakten in Einzelfällen zu erschließen seien. Mit einer detaillierten, quantitativ auswertenden und übersichtlichen Darstellung der Entnazifizierungs- bzw. der Wiedereinstellungspolitik des Personals nach 1945 schließt der Beitrag, wobei Stepanek vor allem die „personelle Kontinuität über die politischen Brüche 1934, 1938 und 1945“ (S. 120) bei der Ärzteschaft betont.

Der Südtiroler Historiker STEFAN LECHNER gewährt im zweiten Abschnitt des Buches Einblick in das Schicksal von SüdtirolerInnen, die zwischen 1940 und 1945 in die Heil- und Pflgeanstalt in Hall kamen. Während bis zur Eröffnung des „Irrenhauses“ in Pergine auch italienischsprachige PatientInnen in Hall behandelt wurden, waren diese ab 1919 nach Pergine verlegt worden. Ab 1938 ergänzte der früher als Erziehungsanstalt für Jugendliche dienende Stadlhof bei Pfatten die Einrichtung in Pergine. Daneben kamen Menschen mit psychischen Erkrankungen in regionalen Versorgungshäusern unter oder aber in dem von den Barmherzigen Schwestern geführten und über Spenden finanzierten Jesuheim in Girlan. Im Zuge der Option und der Umsiedlungsverträge zwischen dem Deutschen Reich und Italien wurden Menschen mit geistigen Behinderungen „häufig zu willenlosen Menschen degradiert und oftmals Interessen unterworfen, die nicht die ihren waren“ (S. 142). So war Italien aus wirtschaftlichen Gründen bestrebt, „kranke, behinderte und alte OptantInnen ‚loszuwerden‘“ (S. 157), während das Deutsche Reich zur Einhaltung der Vereinbarungen versuchte, die sozial Schwachen „bevorzugt abzusiedeln“ (S. 169), um ihnen dann aber oftmals die deutsche Staatsbürgerschaft zu verwehren. Die Einweisung in Hall setzte jedenfalls die Umsiedlung aus Südtirol voraus, welche durch die „Amtliche Deutsche Ein- und Rückwandererstelle“ (ADERST) in Südtirol in Zusammenarbeit mit der „Arbeitsgemeinschaft der Optanten für Deutschland“ (ADO) bzw. durch die „Dienststelle Umsiedlung Südtirol“ (DUS) in Innsbruck abgewickelt wurde. In die Haller Anstalt kamen im Rahmen der deutsch-italienischen Umsiedlungsaktion 588 Personen, wobei die Anstalt lediglich „Durchgangscharakter“ (S. 179) hatte, zumal dort ein „System zur Weiterverschickung“ (S. 182) praktiziert wurde. Viele Südtiroler UmsiedlerInnen wurden in eine andere Anstalt verlegt (etwa in einem großen Transport nach Schussenried in Württemberg 1940), wurden entlassen oder starben. Von den 85 während des Krieges in Hall verstorbenen SüdtirolerInnen wurden 46 auf dem 1942 angelegten Anstaltsfriedhof beerdigt (S. 194), da sie nicht in ihren Heimatgemeinden in Italien bestattet werden konnten. Unter den 360 PatientInnen aber, die in insgesamt vier Transporten nach Hartheim bzw. Niedernhart in Oberösterreich abtransportiert und dort getötet wurden, befanden sich keine Südtiroler UmsiedlerInnen, allerdings 16 Personen mit Südtiroler Wurzeln. Dass die Südtiroler UmsiedlerInnen nicht in die „T4“-Aktion einbezogen wurden, ist dem Autor zufolge auf die bilateralen Beziehungen zwischen Italien und dem Deutschen Reich zurückzuführen, und hierin vor allem auf das Streben, das Umsiedlungsprojekt nicht zu gefährden (S. 221). Durch zunehmende Gerüchte über die Tötung bzw. Zwangssterilisierung von PatientInnen war es nämlich zu Widerstand in Form von Protesten von Angehörigen, von AnstaltspatientInnen selbst oder kirchlichen Vertretern gekommen, die in Südtirol „zum Teil durchaus erfolgreich“ waren, wenngleich auch viele Betroffene „von den Angehörigen allein gelassen wurden“ (S. 231). Eine kollektivbiographische Darstellung samt Datenauswertung und drei Einzelschicksale, erarbeitet anhand ihres

Kranken- und Verwaltungsaktes der Anstalt bzw. ihres Personalakts, den die DUS oder die deutschen Umsiedlungsstellen in Südtirol über sie anlegten, beenden das Kapitel.

Im letzten Abschnitt des Bandes behandelt die freie Historikerin und Journalistin ANDREA SOMMERAUER den Umgang mit der NS-Euthanasie in Tirol seit 1945 entlang einer viergliedrigen Periodisierung. In den unmittelbaren Nachkriegsjahren bis 1949 blieb die Auseinandersetzung „auf wenige Aspekte und Personen beschränkt“ (S. 272). Herauszuheben sei die Verurteilung des ehemaligen Leiters des Gauamtes für Volksgesundheit Hans Czermak, der die „T4“-Transporte aus dem Gau Tirol-Vorarlberg forcierte. Dies ist der einzige Prozess auf Österreichs Boden, der eine Verurteilung aufgrund der Verantwortung an den Deportationen im Zuge der „T4“-Aktion mit sich brachte. Im Gegensatz dazu konnte der Gauleiter von Tirol und Vorarlberg Franz Hofer weder in Österreich noch in Deutschland belangt werden. Die meisten PsychiaterInnen, PflegerInnen und öffentlich Bediensteten, die in den Nationalsozialismus auf die eine oder andere Weise verstrickt gewesen waren, konnten ihre Berufslaufbahn fast ungebrochen fortsetzen (S. 273). Die zweite Phase, die zwischen 1950 bis 1984 festgesetzt wird, sei geprägt gewesen von einer „Politik der Integration“, die vor allem „Minderbelastete“ rasch wieder integrieren wollte. Die Autorin hebt unter anderem hervor, dass auch in den großen Archiven des Landes „ehemalige Nationalsozialisten in leitenden Positionen tätig“ waren und nur jene, „deren Verstrickung in den Nationalsozialismus zu offensichtlich war, [...] aus dem Dienst entlassen (und oft später wieder eingestellt) oder pensioniert [wurden]“. Dies mag unter anderem dazu geführt haben, dass in diesen Institutionen zunächst „keine Forschung zu NS-Geschichte gefördert wurde“ (S. 277). Erst ab den 1970er-Jahren thematisierten einzelne Veröffentlichungen die NS-Euthanasie, 1984 erschienen die vom Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes herausgegebenen Bände „Widerstand und Verfolgung in Tirol 1934–1945“, worin die Namen von Opfern veröffentlicht wurden. Das Jahr 1984 stelle auch insofern eine Zäsur dar, als da das Institut für Zeitgeschichte an der Universität Innsbruck gegründet wurde, das fortan, neben der Universitätsklinik für Psychiatrie und weiteren Instituten der Universität, wie Erziehungswissenschaft, Psychologie, Philosophie oder Politikwissenschaft, die Aufarbeitung vorantrieb (S. 292). Die dritte Phase wird zwischen 1985 und 1995 angesetzt, in der sich seit der Debatte um die Kriegsvergangenheit Kurt Waldheims nicht nur die Beurteilung der Beteiligung Österreichs am Nationalsozialismus änderte, sondern es auch zu vermehrten wissenschaftlichen und gesellschaftlichen sowie künstlerischen Auseinandersetzungen und Schulinitiativen kam. Die vierte Phase datiert schließlich ab 1995. Im Bereich Wissenschaft reiht die Autorin den „Schlussbericht der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945“ ebenso ein wie die interdisziplinären Projekte zur „Kinderbeobachtungsstation der Maria Nowak-Vogl in Innsbruck“ sowie das Interreg-Projekt zu den „Psychiatrischen Landschaften“, getragen vom Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie und dem Institut für Erziehungswissenschaft. Letzteres zeichnete sich vor allem durch ein angeschlossenes Ausstellungsprojekt aus. Zu Recht betont die Autorin den Wert solcher transferorientierter Forschung sowie von Kunstaktionen und Erinnerungszeichen zur Aufarbeitung der NS-Euthanasie. Da Erinnerung aber stets als Teil der kollektiven Identität anzusehen ist, ist sie emotional aufgeladen, zumal einerseits zwar den Opfern ein Denkmal gesetzt wird, andererseits aber marginalisierte Themenfelder mitten in

die Gesellschaft und an den Ort des Geschehens zurückgebracht werden. Dies zeigt auch die Interviewarbeit mit acht Angehörigen von Opfern, mit der die Autorin das Kapitel schließt und die zu dessen besonderen Stärken zählt.

Alle drei Beiträge dokumentieren, wie sehr die Aufarbeitung der Anstaltsgeschichte bzw. der Euthanasie in Tirol von der Zugänglichkeit zu Archivmaterial abhängt, oder vielmehr: Bereits die Sammlung und Archivierung von Schriftgut durch die Institutionen, die zur Bewahrung des „kollektiven Gedächtnisses“ beauftragt sind, erfordert die Entscheidung darüber, was für die Gemeinschaft Erinnerungswert hat, und letztlich auch darüber, was in einer bestimmten Region erinnert werden kann und darf und was nicht. Durch ihre akribische Archiv- und Quellenarbeit leisten die AutorInnen des Bandes selbst einen wichtigen Beitrag zur Aufarbeitungs- und Erinnerungskultur der NS-Geschichte in Tirol. Eine kleinteilige und übersichtliche Kapitelgliederung sowie Quellenverzeichnisse und eine Gesamtbibliographie erschließen den Band.

ULRICH LEITNER, Innsbruck

Zur Frühgeschichte des Walzers, hg. von THOMAS NUSSBAUMER / FRANZ GRATL. In Zusammenarbeit mit FERENC POLAI (Schriften zur musikalischen Ethnologie 3). Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2014. ISBN 978-3-7030-0845-0, 149 S.

Im Oktober 2013 fand in Innsbruck das Symposium „Zur (alpenländischen?) Frühgeschichte des Walzers“ statt, dessen Beiträge im besprochenen Tagungsband nun auch in schriftlicher Form vorliegen. Anlass der Konferenz war das 200-Jahr-Jubiläum dieses Tanzes, der durch den 1814/15 abgehaltenen Wiener Kongress einen großen Bekanntheitsschub erhalten hatte.

Der Band vereinigt kultur- und tanzgeschichtliche, musikwissenschaftliche und volkskundliche Ansätze und entfaltet ein breites Panorama der Geschichte des Walzers im 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Auch wenn dieser Tanz häufig mit den Alpenregionen in Verbindung gebracht wird, verdeutlichen die Beiträge, dass die frühesten Quellen zum Walzer aus Norddeutschland stammen, und dass er in verschiedenen Varianten im gesamten zentraleuropäischen Raum verbreitet war. GABRIELE BUSCH-SALMEN präsentiert historische und literarische Texte aus dem deutschsprachigen Gebiet, in welchen frühe Formen des Walzers beschrieben und teilweise einer affirmativen oder ablehnenden Beurteilung unterzogen werden. SIMON WASCHER konzentriert sich dagegen auf die musikalische Überlieferung und präsentiert die in der Sammlung Dahlhoff aus Westfalen überlieferten Walzer aus den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Mit der kulturgeschichtlichen Bedeutung dieses Tanzes setzt sich REINGARD WITZMANN in umfassender Weise auseinander. Sie thematisiert nicht nur die Rolle des Wiener Kongresses für die Verbreitung des Tanzes, sondern versucht, Zusammenhänge zwischen gesellschaftlicher Modernisierung und der Popularität neuer Tanzformen herzustellen. Dabei beschreibt sie die Orte, an denen getanzt wurde, kontextualisiert den auch „Deutschen Tanz“ genannten Walzer mit anderen zeitgenössischen Tänzen wie dem Menuett oder dem Contretanz und analysiert die Herausbildung des „Wiener Walzers“ sowie die Darstellung des „Deutschen Tanzes“ in der Literatur und den Tanzinstruktionen. MONIKA FINK verfolgt in ihrem Beitrag über Urteile von Tanzmeistern über den Walzer ebenfalls einen kulturwissenschaftlichen Zugang. Wie in den vorgenannten Beiträgen wird auch hier deut-

lich, dass der Walzer aufgrund der großen körperlichen Nähe, seiner Schnelligkeit und Wildheit nicht unumstritten war. Bei den Tanzmeistern kam noch ein monetäres Moment hinzu, denn der Walzer ist wesentlich schneller als das Menuett zu erlernen. Eine Sonderform des Walzers stellt der Cotillon dar, mit dem sich HANNELORE UNFRIED in ihrem Beitrag befasst. Diese Abfolge von Contretänzen konnte eine Dramaturgie aufweisen und fungierte daher als „Schleusentor zwischen Tanzboden und Bühne“. Dem dramatischen Charakter entsprechend wiesen die dazugehörigen Kompositionen eine unterschiedliche Konzeption auf.

Jenseits der Wiener Tanzsäle waren Melodie und Rhythmus des Walzers aber auch für die Volksmusik von großer Relevanz, wie WALTER DEUTSCH in seinem Beitrag ausführt. THOMAS NUSSBAUMER präsentiert in seinem Text Beispiele für diesen engen Konnex zwischen Walzer (und Ländler) und Volksmusik. ELSE SCHMIDT befasst sich mit „Walzerformen in der österreichischen Volkstanzpflege“ und verdeutlicht den normierenden Einfluss, den die Brauchtumpflege seit dem Ende des 19. Jahrhunderts auf das Geschehen auf dem Tanzboden ausübte. Zudem arbeitet sie Wechselwirkungen zwischen dem in Tanzschulen gelehrtten Gesellschaftstanz und verschiedenen Ausprägungen im Volkstanz heraus. Ihre Ausführungen werden nicht nur durch Schrift- und Bildquellen unterstützt, sondern auch durch Videobeispiele, die dem Sammelband auf einer DVD beiliegen. Auf diesem Datenträger befinden sich zudem Aufnahmen zu den Beiträgen von Thomas Nussbaumer und Simon Wascher.

Der Band präsentiert den Walzer als Gesellschafts-, aber auch als Volkstanz, der um 1800 noch vielfach aus moralischen, ästhetischen und gesundheitlichen Gründen kritisiert wurde. Dies tat jedoch seinem Siegeszug keinen Abbruch – bis der Walzer im 20. Jahrhundert als antiquiert galt und durch modische Einzeltänze zu neuen Melodien und Rhythmen abgelöst wurde.

KARIN SCHNEIDER, Wien

Ungarn 1956. Erzählt in Bildern von ERICH LESSING und Texten von MICHAEL GEHLER. Tyrolia-Verlag, Innsbruck 2015. ISBN 978-3-7022-3491-1, 267 S.

2016 jähren sich zum 60. Mal die Ereignisse der ungarischen Revolution. Es war dies einer der zentralen Versuche, den Einfluss der Sowjetunion auf ihre Sattelitenstaaten im Zuge der Tauwetterperiode nach dem XX. Parteitag der KPdSU abzuschütteln. Seit dem Ende der 1940er-Jahre hatten sich – mit Hilfe und unter erheblichem Druck Moskaus – in einer Reihe von Staaten totalitäre Regime etablieren können, die eine Demokratisierung mit zum Teil brutaler Verfolgung und Unterdrückung zu unterbinden wussten. Der Aufbau des sowjetischen Machtbereiches in weiten Teilen Mitteleuropas, die Neuordnung des Kontinents als Folge des Zweiten Weltkrieges war mit dem Tod Josef W. Stalins im März 1953 erheblich ins Wanken geraten. Innerlich hatte sich die große Mehrheit der betroffenen Bevölkerung dieser Staaten mit dem verordneten Kurs des Staatssozialismus nie anfreunden können. An der Oberfläche zeigte sich diese latente Spannung schon im Juni 1953 in der Deutschen Demokratischen Volksrepublik am Arbeiteraufstand. Drei Jahre später brach neuerlich eine Nahtstelle in Polen (Poznań/Posen, Juni 1956), und breiter gesellschaftlicher Unmut über die schlechte Versorgung, die geringen Löhne sowie die staatliche Unterdrückung führten zu Explosionen, so auch in Ungarn.

Heute, sechs Jahrzehnte später, stellt sich dem Betrachter eine gänzlich andere Situation dar. Das für den Zerfall des ‚Ostblocks‘ symbolträchtige Bild der beidseitigen Grenzöffnung durch den österreichischen und den ungarischen Außenminister, Alois Mock und Gyula Horn, im Juni 1989 scheint sich in mehrfacher Hinsicht ins absurde Gegenteil zu kehren. Der europäische Integrationsprozess ist gefährdet, nationale und nationalistische Interessen unterminieren demokratische Errungenschaften, und Flüchtlinge gelten gerade in einem Land, das selbst mit einer bürgerkriegsähnlichen Situation konfrontiert war, als Störung der Ordnung. Zudem legte 2015 der Präsident Russlands, W. W. Putin, bei einem Staatsbesuch in Ungarn einen Kranz für die während der ‚Konterrevolution‘ 1956 (sic!) gefallenen sowjetischen Soldaten nieder. Sein Vorgänger als Leiter des sowjetischen Staatssicherheitsdienstes, späterer Zentralsekretär der KPdSU und in Teilen wohl auch politisch-ideologischer Ziehvater J. W. Andropow war in den Jahren 1954 bis 1957 als sowjetischer Botschafter in Budapest tätig.

Umso wichtiger ist es, gerade derartige Prozesse kritisch zu beobachten und das damit einhergehende zivilgesellschaftliche Bemühen, autoritäre Herrschaft abzuschütteln, in steter Erinnerung zu behalten. Der Zeitzeuge und photographische Dokumentarist Erich Lessing (* 1923) erschließt über seine Aufnahmen einen wichtigen Zugang zu eben dieser Erinnerung. Gemeinsam mit Michael Gehler hat er, ebenfalls 2015, einen Bild- und Textband zu Österreich veröffentlicht (Von der Befreiung zur Freiheit. Österreich nach 1945, Innsbruck-Wien, Tyrolia-Verlag). Mit „Ungarn 1956“ liegt nunmehr ein weiteres Ergebnis dieser Zusammenarbeit vor.

Das ausgewählte Eingangsbild, ein Warnschild in deutscher Sprache an der Grenze zu Ungarn mit einem darunter angehängten Propagandaplakat der KPÖ (S. 29), gibt programmatisch den im Textbeitrag von M. Gehler verfolgten Ansatz vor: die österreichische Perspektive. Aus der Sicht des in mehrfacher Weise betroffenen Nachbarn schildert der Historiker Gehler auf Basis von verschiedenen Berichten und Äußerungen österreichischer Diplomaten und Politiker das dramatische Geschehen jenseits der Grenze in Ungarn. Nicht zuletzt hatte die Ausrufung der österreichischen Neutralität Hoffnungen in Ungarn genährt (S. 8), Ähnliches erwirken zu können, um sich aus der Umklammerung Moskaus zu lösen. Die Weltpolitik und hier vor allem die USA hatten jedoch bereits andere Prioritäten gesetzt und damit dem Kreml die Möglichkeit geboten, militärisch einzugreifen, um ein Auseinanderbrechen seiner Interessenssphären zu verhindern (vgl. S. 21 ff.). Allein schon der Umstand, dass Moskau im Oktober 1956 neben Anastas Mikojan den Chefideologen, die graue Eminenz Michail Suslow, zur Berichterstattung nach Budapest entsandt hatte, zeigt die extreme innenpolitische Anspannung, die der ungarische Aufstand in der sowjetischen Innenpolitik und besonders bei Zentralsekretär N. S. Chruschtschow verursacht hatte.

Bildfolge und textliche Einbegleitung folgen im Wesentlichen einem chronologischen Aufbau, beginnend mit dem Tauwetter, über den Alltag, den Aufstand und seine Auswirkungen bis hin zur Flucht und einer abschließenden Rückblende als Abrundung. Anmerkungen und Quellenverweise fehlen bedauerlicherweise gänzlich. Die Betrachtung endet mit dem EU-Beitritt Ungarns 2004. Die gegenwärtigen Ereignisse (oder auch die z. T. dissonanten 50-Jahr-Feierlichkeiten) bleiben leider ausgespart. Eine geraffte Literaturzusammenstellung schließt den Band ab, ohne indes die umfangreiche neuere (wissenschaftliche) Literatur entsprechend zu berücksichtigen. Sowohl der Einleitungsaufsatz als auch die im Anhang zusammengestellte Chronologie setzen mit der Revolution von 1848 ein bzw. stellen einen unmissverständlichen Bezug dazu her. Der

Friedensvertrag von Trianon wird im Text gar als „Amputation“ (sic!) Ungarns (S. 255) bezeichnet. Insgesamt folgt diese Interpretation wohl unbewusst einem historisch-nationalen Leidenskonzept, das die Wiege ungarischer Identität zu gerne in Niederlagen verortet, und sollte daher aus distanzierter Perspektive wohl kritischer gesehen werden, als dies hier der Fall ist. Es sei noch darauf verwiesen, dass 2006 im Christian Brandstätter Verlag ein bildlich (auch was die Bildlegenden betrifft) nahezu identischer Band erschienen ist, ergänzt u. a. durch Texte des Photographen Lessing selbst und von Zeitzeugen (Fejtő, Konrád, Bauquet). Abgesehen vom geringen analytischen Mehrwert dieser ‚neuerlichen‘ Auflage richtet sich der populär verfasste Bildband an ein breites Publikum. Eine fotohistorische Analyse der gewählten Bildperspektiven und Motive etwa oder eine stärkere Einbettung bzw. weiter gefasste Diskussion der Ereignisse, ausgehend von unterschiedlichen Standpunkten, hätten hier durchaus reizvoll sein können.

KURT SCHARR, Innsbruck

Conservatum est. Festschrift für Franz Caramelle zum 70. Geburtstag, hg. von LEO ANDERGASSEN / MICHAELA FRICK (Schlern-Schriften 363). Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2014. ISBN 978-3-7030-0834-4, 491 S. mit zahlr. Farb- und Schwarzweißabb.

Der Titel des Bandes versteht sich als Programm, als Imperativ zu Schutz und Erhaltung der Kulturgüter als nachhaltiger Aufgabe. Gemeint ist das kulturelle Erbe in seiner ganzen Bandbreite, die, so die Herausgeber, der Vielfalt der Interessen des Jubilars entspricht. Franz Caramelle (geb. 1944) war von 1988 bis 2009 Landeskonservator von Tirol und hat sich als solcher stets für die Verbreitung einer zeitgemäßen und umfassenden Denkmalschutzidee eingesetzt. Dementsprechend umfasst die voluminöse Festschrift 27 Beiträge, die am ehesten unter dem Oberbegriff „Kulturwissenschaft“ zusammengefasst werden können. Der den Band abschließende Beitrag ist sogar ein Werk der Bildenden Kunst, und zwar ein Bild des Professors ERNST CARAMELLE mit dem Titel „Vino Dramatico (Ausgrabung) 1980/2014“.

Die 26 Textbeiträge im Buch sind alphabetisch nach den Namen der Autorinnen und Autoren geordnet, nicht zuletzt durch diese geschickte Systematisierung verschwimmen die Fächergrenzen des etablierten akademischen Kanons. Es geht ohnehin weniger um eine Nabelschau aktueller Forschung als vielmehr um ein Panorama moderner Denkmalpflege, die mehr Fachgebiete umfasst und tangiert (darunter Bau- und Provenienzforschung, Fotografie, Museologie und Erinnerungskultur), als man vielleicht vermuten würde. FRIEDRICH BOUVIER beispielsweise schreibt über eine mobile städtische Bedürfnisanstalt als Kleindenkmal, welches der Grazer Stadtmöblierung der Wende zum 20. Jahrhundert angehört und nach einer langen Phase des Verfalls und der Geringschätzung renoviert und an einem historisch zentralen Platz aufgestellt werden konnte. ROLAND FLÜCKIGER-SEILER schildert die Bestrebungen zur Erhaltung und Aufwertung historischer Gaststätten, im konkreten Fall der Belle Époque-Hotels der Schweiz. MICHAEL RAINER erzählt die Erfolgsgeschichte nicht nur eines Denkmals *in* der Stadt, sondern er stellt gleich eine ganze Stadt als Denkmal vor.

Mit einem Schnittfeld zwischen Archäologie, Kunstgeschichte und elektronischer Datenverarbeitung beschäftigt sich MICHAELA FRICK in ihrem Beitrag über einen Freskenfund in der Filialkirche St. Nikolaus in Matrei in Osttirol: Archäologisch

geborgene Fragmente werden mit Hilfe der EDV virtuell zusammengesetzt. Diese Methode wird einerseits durch ihren schonenden Umgang mit der Substanz, aber auch in Hinblick auf abnehmende finanzielle Mittel für Restaurierungsarbeiten in Zukunft von größerer Bedeutung sein. HARALD STADLER stellt in seinem Beitrag den archäologischen Befund der bisherigen Grabungen in derselben Kirche vor. Im Fall von St. Nikolaus habe, so der Autor, die Archäologie wichtige Anhaltspunkte für die Restaurierung eines Baudenkmals und damit ein überzeugendes Beispiel für lohnende fächerübergreifende Arbeit geliefert.

Wie andere Beiträge stellen auch jene von GERT AMMANN über den Hofbildhauer des Landesfürsten Erzherzog Ferdinand II., Hans Leonhard Waldburger, und von LEO ANDERGASSEN über den Schnitzaltar von Ivo Strigel aus St. Veit am Tartscher Bühel Aspekte der Denkmalpflege in den Mittelpunkt, die dem kriminalistischen Interesse des Publikums entgegenkommen: Geht es in Ersterem um eine verschollene Statue, die durch Franz Caramelle identifiziert und an ihren ursprünglichen Standort zurückgeführt wurde, berichtet der zweite Beitrag über mehrere gestohlene Figuren, die im Kunsthandel wieder auftauchten und zurückgekauft werden konnten. Bozzetti, welche einem Museum im Trentino angeboten worden waren, fielen JOHANN KRONBICHLER in die Hände, der die Skizzen als Vorlagen zu den Fresken in der Bibliothek des Stiftes Admont erkannte. Der Zufall führte in diesem Fall zum Erfolg und zu beachtlichen „Entdeckerfreuden“, wie der Autor berichtet.

MAGDALENA HÖRMANN-WEINGARTNER stellt die Frage nach der ursprünglichen Ausstattung der das Kenotaph Kaiser Maximilians I. umstehenden Bronzestandbilder mit Kerzen und zugleich nach den Möglichkeiten des praktischen Umgangs mit einem der wichtigsten Denkmäler Österreichs bzw. der Habsburger. Die Autorin thematisiert eine umstrittene Entscheidung und einen Fall, in welchem sich das Kuratorium für die Erhaltung der Hofkirche und das Denkmalamt *nicht* einig wurden. Damit schneidet sie das Problemfeld des Spagats zwischen schützender Konservierung und Musealisierung auf der einen und der aktiven Weiternutzung, Inszenierung und eventuellen Verfälschung auf der anderen Seite an. Ein Beispiel für eine gelungene Weiternutzung ist die Klausenanlage von Altfinsternmünz/Nauders, deren Erforschung im Beitrag von WALTER HAUSER und PATRICIA TARTAROTTI geschildert wird. 1970 zogen die letzten Bewohnerinnen und Bewohner aus, 1998 wurde das Baudenkmal in ein Regionalwanderwegprojekt integriert, 2013 folgte der Abschluss der Restaurierung des historischen Bestandes.

HELMUT STAMPFER stellt am Beispiel eines Werkes des Maurers Peter Delai, zweier Stuckdecken im Ansitz Oberpaysberg in Bozen Dorf, die gelungene Zusammenführung von archivalischer Recherche und Bauforschung vor. Auch der Beitrag von GEORG RIZZI, der einen spannenden Einblick in die Entstehung barocker Gesamtkunstwerke bietet, unterstreicht, dass Kunsthistorikerinnen und -historiker den Gang in die Archive bzw. Antiquariate nicht scheuen sollten. Auch im Fall des sogenannten Felixe-Minas-Hauses in Tannheim, eines historischen Bauernhauses, das muster-gültig zum Museum ausgebaut wurde, führte die Kombination von schriftlichen und gegenständlichen Quellen zu wertvollen Einsichten. SYLVIA MADER lädt mit ihrem Beitrag zu einer virtuellen Begehung der Liegenschaft ein.

Nicht alle Beiträge können an dieser Stelle gewürdigt werden. Es sollte aber zum Ausdruck kommen, dass das Buch kein „klassischer“ (kunst)historischer Sammelband sein möchte. Die Autorinnen und Autoren haben sich durchgehend bemüht,

in ihren Untersuchungen das tägliche Brot, die Sorgen und Niederlagen, aber auch die Erfolge der Denkmalpflege anzusprechen. Die Festschrift, die sich als Reihe reich bebildeter Werkstattberichte präsentiert, hat dadurch eine sehr reizvolle praktische Note erhalten, die auch Laien dazu einlädt, Forschenden, Restaurierenden und anderen, die sich für die Aufarbeitung und den Schutz des kulturellen Erbes engagieren, über die Schulter zu schauen. Etwas ganz Besonderes wird die Sammlung nicht zuletzt dadurch, dass die meisten Beiträge bisweilen anekdotenhaft erzählte Bezüge zum Jubilar aufweisen, die dessen Beliebtheit und die ihm entgegengebrachte kollegiale Wertschätzung illustrieren.

ANDREAS OBERHOFER, Bruneck

Antiquitates Tyrolenses. Festschrift für Hans Nothdurfter zum 75. Geburtstag, hg. von LEO ANDERGASSEN / PAUL GLEIRSCHER (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesmuseums Schloss Tirol 1). Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2015, ISBN 978-3-7030-0883-2, 470 S. mit zahlr. Farb- und Schwarzweißabb.

Wie es sich in der Festschrift für den auch überregional bekannten und geschätzten forschenden Denkmalschützer Hans Nothdurfter gehört, decken die vorgelegten Beiträge einen Zeitraum zwischen der Bronzezeit und dem 18. Jahrhundert ab. Bis auf wenige Ausblicke, Vergleiche und Querverweise bleibt das heutige Südtirol der Untersuchungsraum, der Reichtum an Material, Fragestellungen und Perspektiven ist hervorzuheben. Der Direktor des Südtiroler Landesmuseums Schloss Tirol LEO ANDERGASSEN hat die Herausgeberschaft gemeinsam mit PAUL GLEIRSCHER, dem Leiter der Abteilung für Ur- und Frühgeschichte am Landesmuseum für Kärnten, übernommen.

21 Beiträge zu Archäologie und Bauforschung, Geschichte und Kunstgeschichte umfasst der Band. Eine chronologische, thematische und fachwissenschaftliche Ordnung gliedert die Beiträge in drei Gruppen.

Die erste dieser Gruppen ist archäologischen Funden gewidmet. HUBERT STEINER berichtet über neue Funde am Langgrubenjoch zwischen dem Matschertal und Schnals und macht sich Gedanken über Kommunikations- und Handelswege. Der Mitherausgeber PAUL GLEIRSCHER stellt Grabfunde aus Badl bei Tramin vor, die an den Beginn der spätbronzezeitlichen Laugen-Melaun-Gruppe gehören. GÜNTHER NIEDERWANGER bietet einen kleinen Katalog wiederverwerteter bzw. sekundär verwendeter Objekte oder Spolien aus verschiedenen Epochen bis in römische Zeit. FRANCO MARZATICO beschreibt im einzigen italienischen Beitrag des Bandes Anhänger der La-Tène-Zeit aus Sanzeno im Nonstal, die Menschen mit Vogelkörpern zeigen (*pendagli antropomorfi con estremità ornitomorfe*). FRANZ GLASER präsentiert in appetitanregender Weise eine Backglocke der Spätantike aus Teurnia. Dieses keramische Objekt diente dem schonenden und langsamen Zubereiten verschiedener Speisen, und ähnliche Stücke wurden bisher oft als einfache Schüsseln angesprochen.

IRMTRAUT HEITMEIER macht sich Gedanken zum Ortsnamen „Vill“ und kann erneut aufgrund akribischer Untersuchungen anregende Möglichkeiten zu Kontinuitäten zwischen römischer Antike und Frühmittelalter im Tiroler Raum aufzeigen. KATRIN ROTH-RUBI bespricht einen neu entdeckten Pfosten mit Flechtwerkdekor, der zur Altarschranke von St. Benedikt in Mals gehörte. JÜRIG GOLL bietet ausgehend von

einer Analyse der Altäre im bedeutenden Kloster St. Johann in Müstair in der Schweizer Nachbarschaft des Vinschgaus Überlegungen zur Verehrung des Klostergründers Karl des Großen. ANDREAS PUTZER und GÜNTHER KAUFMANN trugen in ihrem gemeinsamen Beitrag bauhistorisch-archäologische Daten zur Kirche des heiligen Valentin in Mölten zusammen, die im 18. Jahrhundert aufgegeben wurde. Der Beitrag behandelt die Holzbauten seit dem 7. und die folgenden Steinbauten bis in das 16. Jahrhundert.

STEFAN DEMETZ beschreibt den Turm der Burg Liechtenstein bei Leifers und macht sich Gedanken zum Burgenbau des 12. Jahrhunderts. MARTIN BITSCHNAU folgt mit einem Text zu Aspekten der Baugeschichte von Hocheppan. MARTIN MITTERMAIR und CHRISTIANE WOLFGANG können anhand neuer Untersuchungen der Stadtbefestigung von Glurns zeigen, dass die meinhardinische Stadt des 13. Jahrhunderts ausgedehnter war als bisher angenommen. Teile des Stadtgebiets wurden nicht erst nach dem Neubau 1499 (Engadinerkrieg) in die Ummauerung einbezogen.

Drei historische Beiträge bilden einen eigenen Abschnitt. WALTER LANDI breitet reiches Material zur Genealogie der Grafen Morit im Sterzinger und Bozner Becken aus. JOSEF NÖSSING analysiert und ediert ein Testament des 14. Jahrhunderts. GUSTAV PFEIFER zeichnet die Freiung, also die Verleihung einer besonderen Rechtsstellung als Adelsitz, eines Sterzinger Hauses im frühen 18. Jahrhundert nach. Eine kunsthistorische Sektion schließt sich an. LEO ANDERGASSEN legt eine umfangreiche Analyse der wiederentdeckten Rückseite des Säbener Schnitzaltars des Meisters Leonhard von Brixen aus dem 15. Jahrhundert vor. ULRICH SÖDING widmet sich Fragen der Bezugnahme der Nachfolger und Schüler Michael Pachera († 1498) auf dessen Arbeiten. DIETRICH THALER beschreibt die Altäre der Sterzinger Pfarrkirche, und CHRISTOPH GASSER stellt Neufunde von Jagddarstellungen auf Freskenmalereien in Südtiroler Burgen vor.

Abschließend bietet der vielseitige Band die anthropologischen Untersuchungen SILVIA RENHARTS an den Skeletten von Ernst dem Eisernen und seiner Gattin Margarethe von Pommern aus dem Zisterzienserstift Rein bei Graz. Die Reihe der Beiträge schließt mit dem beeindruckenden Schriftenverzeichnis des Jubilars (397–403). Das reich bebilderte Werk fasst neuere Arbeiten zusammen, bietet aber auch eine *tour d'horizon* verschiedener Fächer und Forschungstraditionen. Ansprechend gestaltet und gebunden sowie auf hochwertigem Papier gedruckt, sind die „Antiquitates Tyrolenses“ im doppelten Sinn ein gewichtiges Buch.

ROLAND STEINACHER, Greifswald

Die Großglockner Hochalpenstraße. Erbe und Auftrag, hg. von JOHANNES HÖRL / DIETMAR SCHÖNDORFER (Schriftenreihe des Kärntner Landesarchivs 45, zugleich Schriftenreihe des Forschungsinstitutes für politisch-historische Studien der Dr.-Wilfried-Haslauer-Bibliothek Salzburg 53). Böhlau-Verlag, Wien u. a. 2015. ISBN 978-3-205-79688-6, 504 S.

Mit dem Slogan „Österreichs höchste Aussicht!“ und einer Einstiegserstinformation zur aktuellen Befahrbarkeit (mit Sommerreifen) heißt die Großglockner-Hochalpenstraßen AG den interessierten Besucher auf der entsprechenden Internetseite willkommen (<https://www.grossglockner.at/gg/de/index>). Hinter Slogan und Information stehen seit acht Jahrzehnten nahezu unverändert jene Ziele, die grundlegend für Planung sowie Ausführung am Ende der 1920er- und zu Beginn der 1930er-Jahre

waren: die Straße als Superlativ der Technik und zugleich als bewusster Fokuspunkt nationaler Identität. Im Verlauf dieser langen Zeitspanne haben sich sowohl die Technik und ihre Ansprüche an sie als auch die Inhalte österreichischer Identität stark verändert, obwohl die Rahmenparameter ihrer Ausgangslage weitgehend treu geblieben sind. Die zeitgenössische Stimme eines Berichterstatters aus Frankreich anlässlich der Eröffnung der Hochalpenstraße hingegen, die das monumentale Bauwerk in der Mitte Europas verortet, blieb in den Gründerjahren wohl eher ungehört und wird erst heute Gegenstand eines Gemeinschaftsgefühls, das sich allmählich über die engen nationalen Grenzen hinauszuwagen scheint: „Sa position au centre même du continent lui assure un rôle de jonction hors de pair. Placée à 2 100 km. d'Edimbourg, à 1 500 de Bordeaux, à 3 000 de Lisbonne, à 1 080 de Hambourg, à 2 100 d'Athènes, à 2 500 de Leningrad, à 3 600 de Moscou, à 1 810 d'Istanbul, elle constitue l'un des principaux points de convergence des voies européennes“ (Annales de Géographie, Nr. 255 [15.V.1936], 330–336, hier S. 333).

Aus dieser Perspektive war es nur konsequent, anlässlich der runden Jubiläumsfeier (2015) einen sammelnden Rundumblick zur Großglockner Hochalpenstraße in Gegenwart wie Vergangenheit zu wagen. An eine Festschrift dieses Formats kann man kaum das Maß einer Monographie anlegen. Ein durchgehender Erzählstrang muss hier weitgehend ausbleiben und Lücken sind unvermeidbar. Zudem existieren mittlerweile aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive und auch aus anderen Bereichen entsprechend fundierte Spezialstudien (vgl. etwa Georg RIGELE, Die Großglockner-Hochalpenstraße. Zur Geschichte eines österreichischen Monuments, Wien 1998). Vielmehr gehörte es offensichtlich zu den zentralen Anliegen von Herausgebern und Autorinnen – allesamt auf ihrem Gebiet ausgewiesene Kenner der Materie – dieser Straße als „österreichischem Monument“ (Einleitung, S. 9; GEORG RIGELE, S. 80) ein zeitgemäßes schriftliches Denkmal für eine breitere Öffentlichkeit zu setzen. Reich illustriert und mit einer beeindruckenden Bandbreite an unterschiedlichsten Themenbereichen (von Architektur über Geschichte, Wirtschaft und Umweltfragen bis hin zu aktuellen Problemen) gelingt es, weitgehend dem Anspruch einer „linearen“ Landeskunde – wie das eine Straße in ihrem die Landschaft durchmessenden Verlauf vorgibt – gerecht zu werden und trotzdem auch über beide Seiten des Weges hinauszublicken.

Sechs in sich strukturierte Hauptkapitel (Vom Monument zum Denkmal; Eine wechselvolle Geschichte; Tourismus- und Wirtschaftsfaktor; Umweltgedanke und Naturschauspiel; Herausforderungen im Hochgebirge; Jubiläen – Ein Fotoessay) bündeln inhaltlich nahestehende Einzelthemen zu Schwerpunkten der Betrachtung. Ein detailliertes Inhaltsverzeichnis ist über die Österreichische Nationalbibliothek abrufbar (www.onb.ac.at). Sach- und Personenindex erleichtern das Arbeiten mit dem Sammelband. Darüber hinaus erschließen QR-Codes, die einigen Artikeln angehängt sind, zusätzlich die Möglichkeit, Kurzfilme zum jeweiligen Thema im Internet abzurufen: Ein Zugeständnis, das zumindest versucht, Gedrucktes mit Virtuellem zu verbinden, auch wenn sich die Information im Buch wohl länger halten wird als die Internetadressen.

Die Herausgeber sind sich – ungeachtet ihrer fachthematisch geleiteten, unterschiedlichen Herangehensweisen – insgesamt einig, dass die Großglockner-Hochalpenstraße zu keinem Zeitpunkt ein „gewöhnlicher Verkehrsweg; sondern ein höchst spezielles straßenbauliches Manifest“ (Rigele, S. 74) war und es weiterhin ist. Die von Rigele in seinem Beitrag zur Baugeschichte der Straße als Zwischenüberschrift

für die Zeit nach 1945 gewählte Formulierung – „Im geglückten Österreich“ – charakterisiert in Summe auch den verschiedentlich etwas sehr positivistischen Inhalt des Bandes: eine Erfolgsgeschichte in Superlativen, wenngleich mit Rückschlägen. Trotzdem, die einzelnen Beiträge vergessen bei aller Euphorie nicht, immer wieder ein gewisses Augenmaß an Kritik gegen eine zu reine Technikgläubigkeit einzuflechten. Die über das Monument Großglockner-Straße selbst gesteuerte und greifbar zum Ausdruck kommende „Zusammenschau von Natur, Technik und Architektur“ (FRIEDRICH ACHLEITNER, S. 180) scheint sich gelegentlich selbst ein wenig kritisch zu beüben, wenn es etwa darum geht, überdimensionierte Parkplätze zurückzubauen (etwa Forschungsstation Nassfeld, S. 404; Kaiser-Franz-Josephs-Höhe, S. 482) oder bauliche Maßnahmen in einer Nationalparklandschaft angepasst durchzuführen (vgl. Quadermauer versus Zyklopenmauerwerk, S. 169).

KURT SCHARR, Innsbruck

ALOIS NIEDERSTÄTTER / MEINRAD PICHLER, **Geschichte Vorarlbergs**, 3 Bde. Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2015. ISBN 978-3-7030-0819-1, 978-3-7030-0864-1, 978-3-7030-0865-1, zus. 1175 Seiten mit zahlr. Abb.

Eine umfassende Geschichte des Landes Vorarlberg, die methodisch und inhaltlich wissenschaftlichen Kriterien entspricht, stellte lange Jahre ein Desiderat dar. Die von Benedikt Bilgeri verfasste fünfbändige Aufarbeitung dieses Themas ist durch eine – euphemistisch ausgedrückt – eigenwillige Interpretation der historischen Ereignisse gekennzeichnet (Benedikt BILGERI, *Geschichte Vorarlbergs*, 5 Bde., Wien/Graz/Köln 1971–1987), wodurch der Text allenfalls als Nachschlagewerk für Jahreszahlen zu gebrauchen ist. Karl Heinz Burmeister kommt das Verdienst zu, ein kompaktes Kompendium der Vorarlberger Landesgeschichte zusammengestellt zu haben, das auf 243 Seiten zentrale Entwicklungen und Ereignisse erörtert (Karl Heinz BURMEISTER, *Geschichte Vorarlbergs*. Ein Überblick, Wien/München 1998). Im vergangenen Jahr legten der Direktor des Vorarlberger Landesarchivs, Alois Niederstätter, und der ehemalige Gymnasialdirektor Meinrad Pichler mit ihrer drei Bände umfassenden Darstellung der Vorarlberger Landesgeschichte von der Urzeit bis in die Gegenwart eine fundierte und umfassende Analyse vor und schufen dadurch diesem Mangel Abhilfe.

Entsprechend der wissenschaftlichen Ausrichtung der Autoren übernahm Alois Niederstätter die Gestaltung der ersten beiden Bände. Diese umfassen im Wesentlichen „Vorarlberg im Mittelalter“ (Bd. 1) sowie „Vorarlberg 1523 bis 1861“ (Bd. 2) und enden mit dem Februarpatent, das dem Vorarlberger Landtag wieder neues Leben einhauchte. Beide Bände weisen eine Gliederung nach thematischen Schwerpunkten auf; so enthält der erste Band folgende Kapitel: „Mensch und Siedlung“, „Die Wirtschaft“, „Herrschaft und politische Raumordnung“, „Die Institutionen: Rechtsleben und Verwaltung“, „Gesellschaftliche Strukturen und soziale Verhältnisse“ und „Kultur“. Niederstätter, als routinierter und renommierter Autor von Überblickswerken zur Geschichte Österreichs nicht nur im Mittelalter (vgl. z. B. Alois NIEDERSTÄTTER, *Geschichte Österreichs*, Stuttgart 2007; DERS., *Die Herrschaft Österreich: Fürst und Land im Spätmittelalter. 1278–1411 = Österreichische Geschichte*, hg. von Herwig Wolfram, Wien 2001; DERS., *Das Jahrhundert der Mitte: an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit. 1400–1522 = Österreichische Geschichte*, hg. von Herwig

Wolfram, Wien 1996), gibt in seinen beiden Bänden einen umfassenden Einblick in die Lebens- und Arbeitswelt der weitgehend bäuerlichen Bevölkerung sowie in das Werden des Landes Vorarlberg. Deutlich wird dabei, wie zufällig und unvorhersehbar die Entwicklung verlief, welche die heterogenen Gebiete kirchlicher und weltlicher Herrschaftsträger zu jenem Gebiet zusammenführte, das später einmal Vorarlberg werden sollte. Die Territorialpolitik der Habsburger, die eine Landbrücke zu ihren Besitzungen in den Vorlanden schaffen wollten, war letztlich für die Bildung des Landes, das erst an der Wende zum 18. Jahrhundert zu seinem Namen kam (vgl. Bd. 2, S. 13), verantwortlich. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts zeugten die durch das Land verlaufenden Grenzen der Diözesen Chur, Konstanz und Augsburg von der mittelalterlichen Zerrissenheit der Region.

Doch das Gebiet war nicht nur territorial lange in kleine Einheiten aufgeteilt – auch die Bevölkerung wies starke lokale Loyalitäten auf und war rechtlich segmentiert. Zudem war die Region, aus welcher später Vorarlberg werden sollte, im Lauf der Jahrhunderte immer wieder mit Migrationsbewegungen konfrontiert. Besonders bekannt sind die „Walser“, die im Spätmittelalter die hohen Lagen in Vorarlberg besiedelt haben sollen – tatsächlich handelte es sich dabei aber um Personen, die nach Walserecht ein Lehen erhalten hatten, und die Alpentäler waren durchaus schon vor deren Zuzug besiedelt. Doch nicht nur die „Walser“ kamen; Handwerker, Bergleute und Juden zogen durch das Gebiet des späteren Vorarlberg, Menschen übersiedelten in die Städte und jene, die sich als Söldner, in Übersee oder durch den Erwerb einer höheren Bildung bessere Lebenschancen erwarteten, wanderten aus. Die Ausführungen zur Demographie verdeutlichen, wie heterogen die Bevölkerung des späteren Vorarlberg war. Damit wird das ethno-nationale Konstrukt der „Alamannen“ unterlaufen, das vom offiziellen Vorarlberg bis in die 1980er Jahre (vgl. dazu auch die Geschichte Vorarlbergs von Bilgeri) gepflegt wurde.

Mit diesem Mythos befasst sich auch Meinrad Pichler in dem von ihm verfassten dritten Band der Reihe, der die rund 150 Jahre zwischen 1861 und 2015 umfasst. Er stellt sich der herausfordernden Aufgabe, in anschaulicher und bildhafter Sprache die jüngsten Ereignisse der Vorarlberger Landesgeschichte darzustellen und zu analysieren. Im Gegensatz zu den beiden vorhergehenden Bänden ist dieser Abschnitt im Wesentlichen chronologisch geordnet und beinhaltet folgende Kapitel: „Endlich Land – Vorarlberg 1861–1914“, „Vorarlberg im Ersten Weltkrieg“, „Die Zwischenkriegszeit“, „Vorarlberg während der NS-Diktatur“, „Nachkriegszeit und Nachkriegsentwicklung“ und „Das zeitgenössische Vorarlberg“. Zwischen dem Ersten Weltkrieg und der Zwischenkriegszeit ist ein thematisches Kapitel eingeschoben, das sich mit den Frauen befasst. Diese Art der Gliederung bedarf einer Diskussion, denn es stellt sich die Frage, weshalb Frauen – und nur die Frauen – in einem gesonderten Abschnitt behandelt werden sollten. Noch dazu trägt dieses Kapitel den etwas irritierenden Titel „Die Frauen – eine eigene Geschichte“, wodurch suggeriert wird, dass Frauen nicht etwa Teil der allgemeinen Geschichte seien, sondern einer ‚Sonderbehandlung‘ bedürften. Im Vorwort erklärt der Autor, warum er sich für diese Gliederung entschieden hatte: „[...] das chronologische Korsett [wird] an etlichen Stellen durch Längsschnitte durchbrochen. Das soll narrative Stränge, die Zusammenhänge und Abhängigkeiten einsichtig machen, ermöglichen“ (Bd. 3, S. 9). Tatsächlich kommt es immer wieder zu zeitlichen Überschreitungen der chronologischen Gliederung innerhalb der Kapitel, wie etwa bei der Analyse der Literatur in der Zwischenkriegszeit (Bd. 3, S. 201).

Unklar bleibt jedoch, warum Frauen einer „eigenen“ Geschichte bedürfen, die nicht in den allgemeinen Strang der Landesgeschichte integriert werden kann.

Ein durchgehendes, wenn auch unterschwelliges Leitmotiv dieses Bandes ist die Ausgrenzung und Unterdrückung von Minderheiten und unangepassten Individuen in Vorarlberg bis in die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Deutungsmacht der katholischen Kirche bzw. später der ständestaatlichen und nationalsozialistischen Behörden begünstigte ein Klima der Repression gegenüber sozialdemokratischen, kommunistischen und jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern. Auch in Vorarlberg wurden widerständige Menschen während des Zweiten Weltkriegs denunziert und mussten für diese Haltung bisweilen mit dem Leben bezahlen. Die Täter wurden nach dem Ende des Krieges kaum zur Rechenschaft gezogen, Ansehensverlust oder soziale Ausgrenzung hatten sie auch nach 1945 nicht zu befürchten. Während in früheren Jahren politisch Andersdenkende, aber auch Zugewanderte aus dem Trentino, zu Randgruppen degradiert wurden, widerfährt dies heute Migrantinnen und Migranten, die sich mit Vorurteilen und Alltagsdiskriminierungen konfrontiert sehen und um den Status eines „g'hörigen“ Vorarlbergs bzw. einer „g'hörigen“ Vorarlbergin kämpfen müssen.

Der methodische Ansatz Pichlers präsentiert sich ausgesprochen differenziert. Nur bisweilen tritt die analytische Ebene zugunsten von Pauschalierungen zurück, wenn etwa von der „französischen Geschmeidigkeit“ in öffentlichen Reden (Bd. 3, S. 291), der „japanischen Soldateska, die vor keiner Gewalttat an Zivilisten zurückschreckte“ (Bd. 3, S. 253), oder dem Umstand, „dass die Kinder aus Migrantenfamilien nur in kompetenten öffentlichen Institutionen die notwendige Sprach- und Lernförderung erhalten“ (Bd. 3, S. 148) die Rede ist. Weder sind alle Reden von Franzosen durch Geschmeidigkeit gekennzeichnet, noch sind alle Migrantenfamilien unwillig oder unfähig, den Kindern die deutsche Sprache näherzubringen. Auch die Angehörigen des japanischen Militärs können kaum über einen Kamm geschoren werden. Doch trotz dieser Kritikpunkte ist der von Pichler verfasste Band ein gut lesbarer, interessanter, differenzierter und informativer Beitrag zur Geschichte Vorarlbergs in den letzten 150 Jahren.

Die „Geschichte Vorarlbergs“ ist reich bebildert, ein Register erleichtert das Auffinden von Personen und der Schuber ist ein optischer Anreiz. Nützlich sind zudem die Zeittafeln, die eine rasche chronologische Orientierung erlauben, sowie die Verzeichnisse von Amtsträgern in den von Alois Niederstätter verfassten Bänden. Die drei Bände füllen, wie bereits ausgeführt, eine Lücke in der Vorarlberger Landesgeschichtsschreibung und stellen zweifellos ein Standardwerk für alle jene dar, die sich eingehender für diese Thematik interessieren.

KARIN SCHNEIDER, Wien

Dialogo vince violenza. La questione del Trentino Alto Adige/Südtirol nel contesto internazionale, hg. von GIOVANNI BERNARDINI / GÜNTHER PALLAVER (Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento, Quaderni 94). Il Mulino, Bologna 2015. ISBN 978-88-15-25821-2, 315 S.

70 Jahre nach dem Pariser Abkommen zwischen Österreich und Italien, das die Außenminister Alcide De Gasperi und Karl Gruber am 5. September 1946 unterzeichneten, steht die Autonomie Südtirols und des Trentino, die im Statut von 1972 in Italien Verfassungsrang erlangte, wieder auf dem Prüfstand. Italiens einschneidende

Verfassungsreform, vorab von Premier Renzi und Reformenministerin Maria Elena Boschi parlamentarisch durchgesetzt, setzt erneut auf Zentralismus, um Parlamentarismus und Administration Italiens effektiver zu gestalten. Damit aber gelangten auch die Sonderautonomien an der Nordgrenze Italiens mit ihren finanziellen Vorteilen ins Fadenkreuz der Reform, deren Wirkungen die politischen Vertreter der Autonomie mithilfe einer Schutzklausel und eines 2014 ausgehandelten Sicherungspakts für die Finanzen eindämmen konnten. Zugleich wurde Anfang 2016 in beiden Ländern, im Trentino und in Südtirol, ein Reformprozess in Gang gesetzt, um im Wege eines Konvents notwendige, längst fällige Anpassungen der Autonomien vorzunehmen. Die zugleich durch die „deutschpatriotische“ Rechte in Südtirol intensivierte Diskussion über Szenarien von Sezession und Selbstbestimmung verschärft die mühsamen und widersprüchlichen Debatten über die künftigen Entwicklungspfade beider Regionen.

Willkommen sind daher Bilanzen zur Geschichte der Autonomien südlich des Brenners. „Dialogo vince violenza“ hebt die Bedeutung von Gewaltverzicht und Dialog im Gegensatz zu radikalen Lösungen programmatisch hervor.

Die Herausgeber GIOVANNI BERNARDINI und GÜNTHER PALLAVER betonen einleitend mit Nachdruck den Vorrang friedlicher Lösungsstrategien in entschiedener Distanzierung vom in der aktuellen Diskussion oft unterstellten Lösungspotenzial von Attentaten und politischer Gewalt. Die Beiträge von Historikern, Historikerinnen und Politikwissenschaftlern überwiegend aus Trient, Südtirol und dem Bundesland Tirol referieren z. T. gefestigte Forschungserträge zur Geschichte Südtirols zwischen 1939 und 1972 (EVA PFANZELTER, ROLF STEININGER), die nur beiläufig in „dialogo“ mit den z. T. spannenden Neueinsichten anderer Aufsätze treten:

Der umfassende Aufriss von PAOLO POMBENI über die Südtirol-Autonomie im Kontext der Nachkriegszeit wirft die Kernfrage nach der Möglichkeit von Regionalismen nach 1945 im Zuge der Re-Etablierung von Nationalstaaten auf. Der Regionalismus erhielt – so MIRIAM ROSSI – eine „zweite Chance“ etwa in der Verhandlung der Südtirol-Frage vor der UNO, im Zuge des Postkolonialismus, in dem die Unabhängigkeit afrikanischer Staaten auch die internationalen Sympathien für eine Mikroregion wie Südtirol verstärkte, wie die Verfasserin aufgrund gründlicher Quellenauswertung betont.

Wie sehr das anlaufende „sozialdemokratische“ Jahrzehnt in Europa ab 1965, das neue Verständnis für Minderheiten und die sich abzeichnende Entspannungspolitik die erfolgreiche Ausverhandlung des Zweiten Autonomiestatuts ermöglichten, weist GIOVANNI BERNARDINI mit Nachdruck auf. Die Binnensicht Österreichs und Italiens belegen die Beiträge von PETER THALER und FERDINANDO SCARANO: Thaler hebt hervor, wie sehr Österreichs Engagement für Südtirol nicht nur dem Beistand der unterdrückten Minderheit galt, sondern auch der mühsamen, 1955 noch sehr fragil begründeten Identitätsbildung der „Nation Österreich“. Der „Neunzehner-Kommission“, vom italienischen Innenminister Scelba nach den Attentaten vom Sommer 1961 als inneritalienischer, partei- und sprachgruppenübergreifender „Beratungsausschuss“ einberufen, traute zunächst kaum jemand einen Erfolg zu, bis sie die Kommissionsmitglieder selbst zur Grundlegung einer künftigen Autonomie nutzten.

Scaranos Urteil über den Effekt der Kommissionsarbeit überzeugt auch deshalb, weil er als einer der wenigen Autoren deutsch-, italienisch- und englischsprachige Forschungs- und Literaturerträge konsequent nutzt. Bei manchen anderen Beiträgen hingegen fällt die Nicht-Rezeption des italienisch- bzw. deutschsprachigen For-

schungsstandes befremdend ins Auge, von dem im Band-Titel erhofften „dialogo“ sind die historischen Wissenschaftskulturen leider noch weit entfernt.

Zeitlich aus dem Rahmen der meist auf die Jahrzehnte 1945–1975 konzentrierten Beiträge fällt der Aufsatz von ANDREA DI MICHELE, der den Übergang des südlichen Tirol und des Trentino an das Königreich Italien 1919–1922 gewohnt urteilssicher und facettenreich erfasst.

GÜNTHER PALLAVER bilanziert schließlich aus politikwissenschaftlicher und historischer Doppelperspektive die friedliche Lösung der Südtirolfrage nach der Welle von Attentaten und Terrorismus in den Jahren 1956 bis 1967 mit über 35 Toten. Aus den Verhandlungen ging ein politisches Grundlagensystem der Autonomie hervor, dessen Koordinaten auf einer sorgfältig zwischen Ethnien und politischen Einflusssphären austarierten Teilung von Macht und Herrschaft beruhen.

Die bis 1972 mühsam erarbeiteten Grundlagen der Autonomie stehen nun vor einer allmählich anlaufenden, aber tief greifenden Revision, die auch die Beziehungen zwischen Südtirol, Tirol und dem Trentino im Kontext Österreichs und Italiens neu justieren wird. Diese Perspektiven, vom früheren DC-Senator GIORGIO POSTAL in seinem abschließenden Beitrag skizziert, sind noch offen, die Geschichts- und Politikwissenschaften aber stehen verstärkt vor der grundlegenden Aufgabe, die jüngste Entwicklung seit 1972 neu und umfassend zu bilanzieren.

Der Sammelband liefert hierzu eine wichtige Vorleistung, macht aber auch deutlich, wie dringlich der Austausch der Wissenschaftskulturen ist, ebenso der Zugriff auf die jüngste Gegenwart.

HANS HEISS, Brixen

Das Neue in der Volksmusik der Alpen. Von der „Neuen Volksmusik“ und anderen innovativen Entwicklungen, hg. von THOMAS NUSSBAUMER in Zusammenarbeit mit der Hochschule Luzern – Musik und dem Internationalen Musikfestival Alpentöne, Altdorf/Uri (Schweiz) (Schriften zur musikalischen Ethnologie 4). Universitätsverlag Wagner, Innsbruck, 2014. ISBN 978-3-7030-08283, 196 S. mit zahlr. Abb., Notenbeispielen, Grafiken und 1 Tabelle.

Der Sammelband vereinigt die Referate zweier Symposien aus den Jahren 2012 (in Innsbruck: Innovationen: Das Neue in der Volksmusik der Alpen) und 2013 (in Altdorf / Schweiz: Volksmusik – Innovation und Ausbildung) zum Thema „Neue Volksmusik“. Die 14 Beiträge geben einen vergleichenden Einblick in die Entwicklung und Situation der „Neuen Volksmusik“ in den Ländern Schweiz, Slowenien und Bayern in den letzten zwanzig Jahren. Ersichtlich wird, dass der Zugang und Umgang mit der Volksmusik ein unverkrampfter und freier ist. Die Musikerinnen und Musiker suchen und nehmen sich aus der traditionellen Volksmusik die Elemente heraus, die ihnen zusagen, und gehen damit sehr kreativ um. Die Lust am Ausprobieren und evtl. auch am Provozieren und die Verwendung untypischer Instrumente und Elemente aus anderen Musikstilen sind kennzeichnend für die „Neue“ Volksmusik. Und gerade dieses freie und ungezwungene Arbeiten mit Elementen der traditionellen Volksmusik ist das Innovative in der neuen Volksmusik.

Gewidmet ist der Band der 2012 verstorbenen Ethnomusikologin Gerlinde Haid, die an der Planung und Ausrichtung des Symposiums 2012 in Innsbruck noch mit-

beteiligt war und von der der einleitende Beitrag des Sammelbandes mit dem Titel „Tradition und Innovation als musikalische Phänomene der Volksmusik in Österreich“ stammt. Es handelt sich um das Eröffnungsreferat von GERLINDE HAID zum „14. Seminar für Volksmusikforschung“ 1985. Einleitend definiert sie Tradition und Innovation, wobei sie zwischen „künstlerische[r] Innovation“ und „gesellschaftliche[r] Innovation“ unterscheidet. Der Volksmusikpflege und den Volksliedwerken ist es ein Anliegen, „echte Volksmusik mit dem intakten Volksleben“ zu verbinden, was immer darunter verstanden werden mag. Sowohl die „heile Welt“ als auch die „Utopie vom intakten Volksleben“ werden „inszeniert und [ge]spielt“. Die ab 1925 nach und nach entstandenen Musikantentreffen und verschiedenen „Hoangoschts“ sind für Haid der Versuch, das Unbehagen der Musikanten an den „Konzertsituationen“ ihrer Auftritte aufzulösen. Als „absolute Innovation unserer Tage“ gilt ihr die aus Musikanten- und Sängertreffen entstandene „Sänger- und Musikantenszene“.

HARALD HUBER untersucht und definiert Tradition und Popularität und plädiert dafür, beides nicht gegeneinander auszuspielen. Anhand einer Reihe von Beispielen aus verschiedenen Musikgenres untermauert er seine Sichtweise und zeigt auf, wie sich verschiedene Musikstile seit jeher vermischt und gegenseitig bereichert und befruchtet haben. Die Volksmusik ist in den letzten Jahrzehnten „Verbindungen und Vermischungen mit allen anderen Stilfeldern“ eingegangen, womit die Grenzziehung zwischen Tradition und Popularität immer schwieriger wird. Der Frage „What Can Be Old and What Can Be New in Folk Music“ geht MARCELLO SORCE-KELLER nach. Die Beziehung zwischen „alt“ und „neu“ ist in allen Musikrichtungen wichtig. Jede Tradition war einmal neu und wurde erst nach und nach zur Tradition. Traditionen müssen sich ändern und anpassen dürfen, wollen sie nicht erstarren. Ein Problem ist die musikalische Terminologie, die alles in einen Topf wirft, auch wenn es nichts Gemeinsames gibt. Da der Begriff „Volksmusik“ oft auch ideologisch behaftet ist, sollte er durch „traditionelle Musik“ ersetzt werden. MICHAEL HUBER stellt die Ergebnisse einer großangelegten empirischen Untersuchung von Anhängern verschiedener Musikstile und -richtungen vor. Ausgehend von der Musiksoziologie untersuchte er die „sozialdemographischen Unterschiede“ zwischen Anhängern der „Traditionellen“ und „Neuen Volksmusik“. Die Ergebnisse präsentiert er in 10 Grafiken, aufbereitet nach verschiedenen Parametern wie Geschlecht, Alter, Schulbildung, Beruf, Einkommen, Stadt- bzw. Landbewohner, um einige zu nennen. MICHAEL WEBERS Beitrag ist ein Rückblick auf die letzten 15 Jahre „Neuer Volksmusik“ in Österreich. Die österreichischen Folk-Musik-Gruppen waren nie von überregionaler Bedeutung, jedoch Impulsgeber für die Beschäftigung mit der eigenen volksmusikalischen Tradition. An ausgewählten Beispielen stellt Weber Anfänge und Erfolge verschiedener für die „Neue Volksmusik“ wichtiger Musikgruppen dar. Zahlreiche Notenbeispiele, Abbildungen und Zusatzinformationen in Fußnoten runden seinen Beitrag ab. Die folgenden drei Beiträge geben einen Überblick über die Situation der „Neuen Volksmusik“ in der Schweiz. Für DIETER RINGLI ist die „Rückbesinnung auf regionale Traditionen“ die Gegenreaktion auf die Globalisierung. In der „Neuen Volksmusik“ sind Ausprobieren, Neugestalten und Verändern zu bestimmenden Elementen geworden, und Pop, Klassik, Jazz und Volksmusik haben ihren Niederschlag gefunden. Da „Neue Volksmusik“ fast ausnahmslos auf der Bühne gespielt wird, erhält sie mediale Aufmerksamkeit und erreicht ein Publikum, das sich zuvor überhaupt nicht für Volksmusik interessiert hat. Die „Neue Volksmusik“ hat der Volksmusik wieder zu Ansehen verholfen und

führt die Tradition weiter. JOHANNES RÜHL resümiert die Entwicklung der „Neuen Volksmusik“ in der Schweiz seit Mitte der 1990er-Jahre, indem er die wichtigsten Vertreter mit ihren Formationen und Charakteristiken kurz vorstellt. Er geht auf die „Sonderrolle“ der Musik der Ostschweiz ein, auf das Jodeln und die Musik aus den rätoromanischen Landesteilen Graubündens. Nicht abzusehen ist, wie sich die „Neue Volksmusik“ der Schweiz entwickeln wird, da immer wieder junge Musiker in die „neue“ Volksmusikszene kommen. KAROLINE OEHME-JÜNGLING beschäftigt sich mit der Ästhetisierung der Volksmusik, die vor allem das Erlebnis als ästhetische Grunderfahrung betrifft. Ästhetisierung der Volksmusik erlaubt jedem Musiker, nach seinen Möglichkeiten mit Volksmusik umzugehen, diverse Vorgaben, was Volksmusik ist, gelten nicht mehr. Der neue, unverkrampte „Umgang mit Volksmusik“ und die zunehmend von Events geprägte Volksmusikszene erleichtern einem breiten Publikum den Zugang zur Volksmusik. Einen Einblick in die bayerische Volksmusik bzw. „Neue Volksmusik“ erlauben die nächsten beiden Beiträge. ELMAR WALTER führt eine Reihe von Begriffen an, mit denen versucht wird, Volksmusik zu kategorisieren und zu denen sich jeweils ein Gegensatz nennen lässt: neue – alte Volksmusik, echte – unechte, gepflegt – ungepflegt u. s. w., weiters „Tradimix“, „VolXmusik“, „Volkspunk“, „Alpenrock“. Klar sind diese Kategorien nur für jene Gruppen, die sie verwenden. „Neue Volksmusik“ ist in Bayern alles, was traditionelle Elemente verwendet, von den Musikern in ihren Neuschöpfungen jedoch kreativ und eigenständig umgesetzt wird. ULRIKE ZÖLLER vergleicht in ihrem Beitrag die Volksmusik mit einem See, der durch neu zufließendes Wasser und neuen Wellengang Veränderungen erfährt, aber dennoch derselbe See bleibt. Die Welle der „Neuen Volksmusik“ in den 1970er-Jahren ist für die Autorin ein regelrechter „Tsunami“, der die bisherige Arbeit der Volksmusikpflege in Frage stellt. Bayern ist für sie ein „musikalisches Heimatparadies“, das sich auf viele neue musikalische Elemente einlässt. EVA MARIA HOIS untersucht den Einfluss der „Kern-Buam“ auf andere Musikgruppen der volkstümlichen Unterhaltungsmusik und beschreibt „musikalische und andere Besonderheiten“ der Gruppe. Die Pionierleistung dieser Weststeirischen Volksmusikgruppe für die Volksmusik ist nicht nur in musikalischer Hinsicht anerkannt, sondern auch in deren Vermarktung und der ersten Fernsehwerbung für Volksmusik 1978. Nicht zustimmen kann die Autorin hingegen der Behauptung der „Kern-Buam“, dass sie die Volksmusik „salonfähig“ gemacht hätten. RAYMOND AMMANN stellt die großen Sammlungen bzw. Feldaufnahmen/Feldforschungen von Peider Linsel (1863–1943) aus dem Engadin und die Sammlung rätoromanischer Volkslieder von Alfons Maissen (1905–2003) vor. Er spürt den Gründen für das Verschwinden alter Lieder nach und berichtet von Projekten zur Belebung des rätoromanischen Liedes im Unterengadin, wobei der Erhalt von Sprache und Lied für die heutige Generation der Unterengadiner Musiker nicht mehr relevant ist. Mit der Präsenz von Frauen in der slowenischen Volksmusik befasst sich MAŠA K. MARTY. Anhand umfangreicher Recherchen konnte sie zeigen, dass die Nichtbeachtung der Frauen als Musikerinnen in der Fachliteratur sowohl in der patriarchalischen Ordnung als auch in „historische[n], kulturelle[n] und gesellschaftliche[n]“ Mustern begründet ist. Belegt ist, dass sich Frauen bereits den im 19. Jahrhundert entstandenen Tamburizzaensembles anschlossen. Ab den 1960er-Jahren stieg die Anzahl der Musikerinnen kontinuierlich und in den 1990er-Jahren setzte die Gründung zahlreicher nur aus Musikerinnen bestehender „Oberkrainer-Gruppen“ ein. Frauen waren und sind im slowenischen Musikleben also stärker vertreten als auf den ersten Blick ersichtlich ist.

Der letzte Beitrag des Bandes stammt von WALTER MEIXNER und ist dem „Alpenländischen Volksmusikwettbewerb“ in Innsbruck gewidmet. Anhand statistischer Auswertungen wird klar, inwieweit der Wettbewerb als „Indikator und Impulsgeber für Innovation“ in der Volksmusikpflege gelten kann. „Trends“ und Veränderungen in der Volksmusik werden sichtbar, sowohl bei den bevorzugten Instrumenten und Besetzungen als auch in der gespielten Literatur. Meixner geht auf „das Neue“ bei „anderen Volksmusikwettbewerben“ ein, die bisher bei Volksmusikwettbewerben ausgeklammerte Aspekte berücksichtigen, wie beispielsweise instrumentale und vokale Improvisation, Volksmusik und Elektronik, Tradimix, populäre Musik und Dialekt.

Vergleicht man die Ausführungen der Autorinnen und Autoren für verschiedene Länder, wird klar, dass die Strömungen in der „Neuen Volksmusik“ im Großen und Ganzen immer dieselben sind. Der Globalisierung verdankt die „Neue“ Volksmusik einerseits die Erweiterung des Instrumentariums, der Stile, Rhythmen, die Durchmischung und Anlehnung an andere Musikrichtungen und -stile, andererseits bewirkt sie eine Rückbesinnung auf Werte wie Heimat, Tradition und die Beschäftigung mit der eigenen Volksmusik. Das Ergebnis ist ein sehr kreativer und ungezwungener Umgang mit Volksmusik, die auch für „volksmusikfremde“ Menschen interessant wird, da sie nicht mehr konzertmäßig, sondern eventgeprägt ist. Dadurch wird projektbezogenes, zeitlich begrenztes Arbeiten ermöglicht, das eine längerfristige Bindung nicht voraussetzt. Interessant ist auch der kommerzielle Aspekt der „Neuen Volksmusik“, besonders für Musiker, die aus anderen Musikstilen kommen und durch die Beschäftigung mit Volksmusik leichter Zugang zu subventionierten Aufträgen erhalten. Foren für die „Neue“ Volksmusik bieten verschiedene Festivals wie „Alpentöne“ in Altdorf / Schweiz, „Drumherum“ in Regen / Deutschland (Bayrischer Wald), „Schrägdahoam“, um die wichtigsten zu nennen. Die zahlreichen Abbildungen und Notenbeispiele stellen eine Bereicherung dar, genauso wie die zumeist ausführlichen Literaturangaben am Ende des jeweiligen Beitrages. Ein Verzeichnis der Autorinnen und Autoren mit ihren Forschungsschwerpunkten rundet den Sammelband ab.

BRIGITTE MANTINGER, Bozen

WILFRIED F. NOISTERNIG, **Wie viel Erde braucht der Mensch? Lebensspuren eines Bergbauern. Ein fotografisches Portrait. Mit der gleichnamigen Erzählung von Leo Tolstoi.** Tyrolia-Verlag, Innsbruck/Wien 2016. ISBN 978-3-7022-3573-4. 120 S. mit 78 Farbbabb.

Der Blick auf die bäuerliche Lebenswelt ist vielfach durch idealisierte Bilder von einer unberührten und schönen Naturlandschaft geprägt, die der als unästhetisch empfundenen Stadtlandschaft gegenübergestellt wird. Der Gegensatz zwischen Stadt und Land wurde als Denkbild im 18. und vor allem im 19. Jahrhundert verfestigt, als der Natur heilende und erzieherische Werte, der Stadt ihrerseits die Verführung zur Sittenlosigkeit zugeschrieben wurden. Rousseaus Klassiker „Émile“ lebt von jener Natursehnsucht, die sich Ende des 19. Jahrhunderts zu einer Naturorientierung mit Breitenwirkung entwickelte. Davon inspiriert wandten sich pädagogische Modelle etwa eines Pestalozzi, der Philanthropen und Reformpädagogen dem Land zu. Leo Tolstois kurze Erzählung „Wie viel Erde braucht der Mensch?“, veröffentlicht 1885, die dem hier zu besprechenden Buch den Titel gab, arbeitet mit eben jener Erziehungsfunk-

tion des Landes, allerdings mit moralisierender Note. Die Geschichte beginnt mit dem Streit zweier Schwestern, einer Bäuerin und einer städtischen Kaufmannsfrau, um die rechte Lebensführung und handelt sodann von der steten Suche des Bauern Pachom nach mehr Land, die in der Belehrung des Lesers mündet, bescheiden zu sein, und vor allem im Gebot, soziale Grenzen nicht herauszufordern.

Während wir bei Tolstoi Idealtypen und Dichotomien begegnen, wird „Landschaft“ aktuell neu verhandelt. Das Interesse an Raum und Materialität in den Kulturwissenschaften versucht die Durchlässigkeit von Raumkonzepten, wie etwa zwischen Stadt und Land, zu betonen. Das führte auch zu einer vermehrten und differenzierteren Auseinandersetzung mit der ländlichen Lebenswelt. Als Beitrag hierzu ist Wilfried F. Noisternigs fotografisches Portrait des „Kugler Bauern“ in Navis einzuordnen. In 78 Bildtafeln stellt Noisternig die Lebenswelt des Bauern vor, eine Symbiose aus den landschaftlichen und räumlichen Gegebenheiten innerhalb der Grenzen des „Kugler-Hofes“, den Dingen, die der Bauer besitzt, mit denen er arbeitet, mit denen er fest zusammengewachsen ist, und schließlich dem Kugler selbst, dem der Leser durch die geschickte Anordnung der Bilder erst nach dem Streifzug durch dessen Lebens- und Arbeitswelt begegnet. Noisternig umrahmt die Fotografien mit einem knappen Vorwort und dem Abdruck von Tolstois Erzählung. Die Bildtafeln werden durch kurze Passagen aus den „Anekdoten“ (S. 7.) begleitet, die der Bauer dem Arzt und Fotografen Noisternig bei seinen Besuchen über mehrere Jahre hinweg erzählte. Aus ihnen erfahren wir, dass Tolstois Erzählung zu den Kindheitserinnerungen des Bauern zählt. Wir lernen auch, dass der Kugler, wie übrigens viele verwaiste Kinder und Jugendliche seiner Generation, als Pflegekind auf den Hof kam. Er selbst wurde als Pflegekind adoptiert und schließlich selbst zum Bauer, ein ungewöhnlicher Umstand, dem größere Aufmerksamkeit gebühren würde. Wo der Leser aber mehr hören möchte von den „Anekdoten“ des Kuglers, seiner Kindheit und Jugend, vom jungen Erwachsenenalter, auch seinem Leben im hohen Alter, allein auf dem Hof, verraten die kurzen Erzählpassagen gerade so viel, dass sie das Publikum mitzunehmen vermögen in seine Welt, welche die Fotografien in ausgewählten Sequenzen zeigen. Die Sprache der Bilder ist intim, aber nicht schaulustig, sie pointiert einzelne Szenen, tut dies aber unaufgeregt, sie ist still, aber trotzdem sehr beredt. So bekommt den tiefsten Einblick in die Lebenswelt des Bauern, wer die Bilder und weniger die Texte des Bandes „liest“. Denn sie vermögen mehr zu zeigen, als der auf Tolstois Geschichte verweisende Titel erwarten lässt. Sie führen zentrale raum- und landschaftstheoretische Fragen vor Augen, etwa nach der Beziehung zwischen Mensch und Raum sowie der Bedeutung von Grenzen zur räumlichen Vermessung der individuellen Lebenswelt. Sie zeigen vor allem den fluiden Charakter der Landschaft, die wird und vergeht, indem wir sie begehen, bebauen, Zäune aufstellen und wieder niederreißen, Wiesen mähen oder brachliegen lassen, indem wir uns ihre Dinge zu eigen machen oder sie gar nicht bemerken. Noisternig gelingt mit diesem ansprechend gestalteten Bildband ein visueller Beitrag zum modernen Landschaftsdiskurs und er macht diesen einem breiten Publikum zugänglich.

ULRICH LEITNER, Innsbruck